



OSTSEE-HEILBAD
Hohwacht
... unter einem Dach von Bäumen



"Perle der Ostsee"

Geschichte unseres Heilbades

Nach dem großen Erfolg unserer ersten Orts-Chronik "Perle der Ostsee — Geschichte unseres Heilbades" haben wir die Historie Hohwachts und der Hohwachter Bucht unter Berücksichtigung der Entwicklung in den letzten Jahrzehnten neu geschrieben. Unser Dank geht an die Autorin Frau Anne Leier. Den Anstoß zu der Neuauflage gab noch unser langjähriger Kurdirektor Walter Böge und die Initiative ergriff dann unser Bürgermeister Wolf von Buchwalds jun.

INHALT

UNTER EINEM DACH VON BÄUMEN ODER EINLADUNG NACH HOHWACHT	3
VON KÖNIGEN UND KAUFLEUTEN BEGEHRT - HOHWACHTS WEG VOM FISCHERDORF ZUM OSTSEEHEILBAD	4
WASSER, SONNE, LUFT UND LICHT - DIE HEILKRÄFTE DES MEERES, DIE HEILKRÄFTE DER KUR	7
VON HANFNETZEN UND DER JAGD AUF DEN BUTT - HOHWACHTS FISCHER ZWISCHEN GESTERN UND HEUTE	9
"FLAGGEN RUUT TON GILDEDAG" - WIE DAS SEEBAD SEIN WICHTIGSTES FEST FEIERT	11
VON ROTER GRÜTZE UND SCHINKEN AUS DEM RAUCH - EIN BLICK IN DIE HOLSTEINER KÜCHE	13
SONNE, SAND UND SEE - DAS VIELFÄLTIGE LEBEN AM STRAND	16
RUND UM DEN GROßEN BINNENSEE - EIN GANG DURCH DIE GESCHICHTE	17
ALS DER SCHULMEISTER NOCH KURDIREKTOR WAR - HÄßBERGS WEG VOM BADEORT ZUM BAUERNDORF	21
ENTLANG DER ALTEN EICHENALLEE - SCHMIEDENDORF UND NEUDORF MIT IHRER GEMEINSAMEN VERGANGENHEIT	22
WO DIE KRANICHE ZIEHEN - DIE NATURSCHUTZGEBIETE RUND UM HOHWACHT	24
ZEUGEN IN STUCK UND STEIN KIRCHEN, HERRENHÄUSER, ALTE PARKS	26
IM MITTELPUNKT STAND IMMER DER MARKT – , DIE STADT LÜTJENBURG VON DEN ANFÄNGEN BIS HEUTE	31
WIE DIE EISZEIT DAS LAND FORMTE - EIN GEOLOGISCHER ÜBERBLICK	34
IMPRESSUM DER ORIGINALAUSGABE	35

KAPITEL 1

Kein Haus höher als die Bäume"
Gemeindebeschluss aus den sechziger Jahren

Unter einem Dach von Bäumen oder Einladung nach Hohwacht

Sie kam jeden Sommer. 20 Jahre lang. Und immer bat sie zuerst den Leiter der Kurverwaltung um ein kurzes Gespräch. Berta Drews, die kürzlich verstorbene Schauspielerin und Witwe Heinrich Georges, wollte wissen, was denn so passiert sei in Hohwacht. Wenn sie hörte, dass eigentlich alles beim alten geblieben war, konnte der Urlaub beginnen.

Unter den Bädern zwischen Lübeck und Kiel zeichnet sich Hohwacht keineswegs als Frühstarter aus. Denn als das Badeleben um die Jahrhundertwende begann, bestand der Ort nur aus ein paar reetgedeckten Häusern und wenigen aufgeworfenen Sandstraßen. Es gab keine Kaiservillen, keinen Kasino-Glanz und keine großen Auftritte wie im nahen Travemünde. Hohwacht träumte vor sich hin und musste sich zeitweilig sogar von Lütjenburg vereinnahmen lassen.

Hohwachts große Zeit kam, als nach dem Zweiten Weltkrieg das Badeleben wieder begann. Mehr als die Hälfte der deutschen Ostseeküste war abgetrennt. Darunter Gegenden wie der Darß, Rügen oder die Insel Usedom. Man drängte sich zusammen auf dem verbliebenen Stück und suchte nach "Sehnsuchtsstränden" für die Fahrt ans Meer. Hohwacht musste entdeckt werden, wie es zuvor schon von den Malern der Romantik und später dann von den Expressionisten entdeckt worden war. Schließlich kam hier alles zusammen, was man mit der Vorstellung von der Ostseeküste verband. Sandstrand in einer geschützten Bucht. Wald, der in den Ort hineinzuwachsen schien. Und ein Steilufer, das sich ockergelb über der Küste erhob. Durch Buchenwipfel hindurch schimmerte die See, der Wind strich an den Ufern entlang, es roch nach Salz und Tang.



Als die ersten Nachkriegs-Urlauber in Hohwacht ankamen, wohnten sie im Hotel "Schulz" und in der "Schlammühle". Und trafen sich, trotz eines schmalen Portemonnaies, bei Salzstangen und Bowle zum nachmittäglichen Tanz. Aber schon bald reichten die traditionsreichen Häuser nicht mehr aus. Und neue Hotels und Pensionen wurden gebaut. Hohwacht boomte, und der Name des Seebades war schließlich in ganz Deutschland bekannt. In den sechziger Jahren

rückte der Ort dann auch ins Blickfeld der Investoren. Eine große Unternehmensgruppe entwarf Pläne, eine Urlaubersiedlung von erheblichem Ausmaß zu bauen. Mit Hochhäusern und der typischen Architektur für ein Entertainment rund um die Uhr. Doch jetzt zeigte sich, was dran ist an der Holsteiner Beharrlichkeit. "Kein Haus höher als die Bäume", lautete ein (heißumkämpfter) Gemeindebeschluss, mit dem die Weichen gestellt wurden für eine Entwicklung, die erst später modern werden sollte. "Sanfter Tourismus" wurde in Hohwacht schon praktiziert, als er noch nicht zum Schlagwort geworden war. Und lange bevor er als letzte Rettung für alle Ferienorte propagiert wurde, denen die Luft ausging angesichts eines gewaltigen Baubooms. Bis heute hat sich daran wenig geändert. Hohwacht blieb seinem Charakter treu und ist immer noch "ein bisschen Fischerdorf". Der Wald bildet weiterhin ein grünes Tor, und mit dem Himmel über sich schwimmt man in einem beheizten Meerwasser-Brandungsbad. Seit 1985 steht auch ein Kurmittelzentrum bereit, und 1986 wurde Hohwacht dann auch offiziell als Ostseeheilbad anerkannt. Seither kommen neben den Urlaubern auch die Kurgäste hierher. Natur und Kur gehören ganz selbstverständlich zusammen.

Wie geht es weiter in Hohwacht? Die Gemeinde steht zu ihrem Beschluss, den Bäumen den Vortritt zu lassen. Auch in Zukunft sollen sie höher sein als jedes Haus. Denn wenn man sich dem Fortschritt auch nicht verschlossen hat und moderne Hotels nun auch den verwöhnten Badegast aufnehmen, wenn auch ein neues Zentrum rund um den Berliner Platz Zerstreuung nach dem Sonnenbad anbietet und ein in Neudorf liegender Golfplatz zum Spielen einlädt: Von dem, was bisher bewahrt blieb, will man auch in Zukunft nichts verschenken. Schließlich wollen die Einwohner den Charme des ehemaligen Fischerdorfes ebenso wenig missen wie die vielen Urlauber, für die Hohwacht beinahe so etwas wie ein Lebensgefühl geworden ist. Annähernd achtzig Prozent sind Dauergäste, die es trotz griechischer Musik und spanischer Sonne Jahr für Jahr nach Hohwacht zieht. An einen Strand, der von der Steilküste überragt wird wie seit Hunderten von Jahren.

KAPITEL 2

„Mit seiner Steilküste und seinem Sandstrand dürfte Hohwacht alle entzücken. die Naturschönheiten suchen. Unter urtümlich und eigenwillig wachsenden Baumen sieht der Wanderer in die wechselvollen Stimmungen der See hinein wie weiland Caspar David Friedrich“ (Alfred Kaiehaasen. Kunsthistoriker und Schriftsteller)

Von Königen und Kaufleuten begehrt - Hohwachts Weg vom Fischerdorf zum Ostseeheilbad

Was wäre gewesen, wenn Hohwacht doch eine Hafenstadt geworden wäre? Ein zweites Lübeck oder ein Ort wie Kiel? Früh schon haben die seefahrenden Völker die günstige Lage der Bucht erkannt. Und bereits die Wikinger sollen mit ihren Drachenbooten vor Hohwacht gelandet sein. Vom 13. Jahrhundert an waren es dann die hansischen Koggen, die schwer beladen auf das blühende Lütjenburg zufuhren. Sehnsüchtig erwartet auch von Klaus Störtebeker und seinen Kumpanen, die sich bei Hohwacht ebenso verschanzt haben sollen wie die sagemumwobene Dänenherrscherin Margarethe, die unter dem Namen "Schwarze Greet" als Piratin die Meere unsicher gemacht hat. Ein kühnes Ziel verfolgte der dänische König Christian IV., als er nach der Gründung von Glückstadt in Hohwacht einen Ostseehafen anlegen wollte. Und dafür keinen geeigneteren Standort sah als das kleine, von Dünen umgebene Dorf. Doch Glück oder Unglück? Als Christian IV. im Jahre 1648 am Ende des

Dreißigjährigen Krieges starb, war trotz präzise erstellter Berechnungen noch kein Spatenstich getan. Und Hohwacht blieb ein Fischerdorf.

Erst das 19. Jahrhundert brachte die Schiffe zurück. Bedingt durch den Lebensmittelbedarf in den Städten entwickelte sich der kleine Ort am Meer zu einem Umschlagplatz für landwirtschaftliche Güter aller Art. Die Neudorfer Gutsherren waren dabei als Handelsunternehmer ebenso vertreten wie reiche Kaufleute aus den Städten rundum. Und bald schon standen drei wuchtige Speicher am Strand. Ein gutsherrschaftlicher für Neudorf und zwei weitere für die Handelsherren aus Neustadt und Lütjenburg. Zur "Pension Meeresblick" umgebaut, blieb einer von ihnen bis heute erhalten. Ein ausladender Bau, der zeigt, wie gut das Geschäft gelaufen sein muß.

Einen Hafen mit Kaianlagen gab es allerdings auch in jenen Zeiten nicht. Die Schiffe lagen vor der Küste auf Reede. Und mühsam mußte die Fracht auf flachen Booten an Land gerudert werden. Neben Pferden, die aus Dänemark herübergesegelt wurden, bestand der Import vor allem aus Holz und anderem Brenn- und Baumaterial. Exportiert wurden außer dem Korn, dem Gold Holsteins, auch große Mengen von Butter und Käse, die in den Städten als Delikatessen begehrt waren.

Natürlich profitierten auch die Hohwachter selbst von dem Handel an ihrem Strand. Und viele verdingten sich als Packer und Bootsführer. Einzelne Fischer aber gründeten sogar ein Geschäft. Mit kleinen Frachtseglern, den wendigen "Yachten", fuhren sie regelmäßig nach Kiel, um zwei Tage später mit Waren für den täglichen Bedarf zurückzukehren. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von ihrer Ankunft im Dorf. Und eilends kamen die Hausfrauen und die Dienstmädchen der hier ansässigen Handelsherren an den Strand gelaufen, wo sie außer Mehl, Zucker, Brot, Schmalz, Bier und Grütze auch die neuesten Nachrichten aus der großen Stadt mit nach Hause nahmen.

Zeitgenössische Schilderungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zeichnen ein farbiges Bild von Hohwacht. Die Kühe grasten am Strand; Hühner und Enten liefen über die Straße. In den Dünen waren die Netze der Fischer zum Trocknen über die Pfähle gehängt. Natürlich gab es auch einen Platz, wo man sich am Feierabend traf. Ein reetgedecktes Wirtshaus, das auch ein paar Gäste aufnehmen konnte, war als Mittelpunkt des Ortes bei den Einheimischen ebenso beliebt wie bei den Fuhrleuten, die ihr Geschäft nach Hohwacht geführt hatte. Auch die dänischen Pferdekehne wärmten sich hier auf, wenn sie auf günstigen Wind für die Rückkehr nach Jütland warten mußten.

Ganz und gar bäuerlich war das Gelände, auf dem das heutige Neu-I-Ihwacht liegt. Außer der "Schlammühle" und wenigen Katen – darunter der "TrensahlKate" – gab es nur zwei Häuser am Strandesberg, die von Fischern mit ihren Familien bewohnt wurden. Einfache Quartiere, wo neben der Wäsche auch immer der Stockfisch über der Leine hing. Der Fischfang war ja nie ganz aufgegeben worden. Und der mußte die Familien auch wieder ernähren, als der Seehandel auf Grund zu hoher Straßenzölle und durch den Bau der Eisenbahn von Malente nach Lütjenburg ganz zum Erliegen kam. Als am Ende des 19. Jahrhunderts der letzte Speicher schloß, war Hohwacht wieder das, was es vorher gewesen war. Ein einfaches, von einer malerischen Steilküste überragtes Fischerdorf, in dem das Wort Komfort noch weitgehend ein Fremdwort war.

Und doch – auch wenn vorerst noch ein Schild "Vorsicht. Wilder Bulle" am Eingang des heutigen Kurstrandes hing, wenn es auch noch keine Straßenbeleuchtung gab und kein fließendes Wasser: Die ersten Städter erkannten die Schönheiten des Badeortes und reisten voller Enthusiasmus an. Mit

Kind und Kegel. Und mit riesigen Schrankkoffern, in denen manch einer sogar seine eigenen Federbetten mitbrachte. Um die Jahrhundertwende verzeichnete Hohwacht bereits 60-70 Badegäste im Jahr (darunter auch Mitglieder der sogenannten "feinen Hamburger Gesellschaft"). Und bald schon fühlte man sich als richtiges Bad. Schließlich standen ja auch ein paar Badekarren am Strand. Erste Ansichtskarten wurden gedruckt. Und in großer Pose konnte man sich inmitten der Dünenlandschaft ablichten lassen. Auch das Wirtshaus wollte nicht zurückstehen und legte sich nach dem Vorbild anderer Badeorte den Namen "Kurhaus" zu. Ein zweites Gasthaus stand diesem ersten bald zur Seite. Und in den privaten Häusern wurde meist das schönste Zimmer für die Gäste hergerichtet.

1929 brach dann eine neue Zeit an, die erst mal einen Schatten auf die Entwicklung warf. Denn der Ort, der jahrhundertlang zu Neudorf gehört hatte, wurde zu erheblichen Teilen verkauft. Zwei Gründe waren maßgeblich dafür. Zum einen war der Fideikommiß, der das Veräußern von Gutsgelände auf adeligen Gütern lange Zeit untersagt hatte, aufgelöst worden. Zum anderen hatte eine schwierige Wirtschaftslage dazu geführt, dass die großen Höfe erhebliche Teile ihrer Ländereien veräußern mussten. Für nur 20 Pfennig pro Quadratmeter kaufte die Stadt Lütjenburg dem Neudorfer Gutsherren Wolf-Detlev von Buchwaldt nahezu das gesamte Gelände im heutigen Neu-Hohwacht ab, obwohl sich die Bewohner vehement gegen die Vereinnahmung durch die Nachbarstadt zur Wehr setzten. 1931 erschien in der Lokalzeitung sogar eine von allen Einwohnern getragene Resolution, in der es hieß: "Der Magistrat der Stadt Lütjenburg hat im Jahre 1929 hinter dem Badestrand von Hohwacht etwa 50 ha Land zu Spekulationszwecken gekauft, um dort Bauplätze für einen Ausbau des Badeortes zu verkaufen. Bisher sind nur die fünf auf dem Gelände bereits vorhandenen Katenhäuser an Privatpersonen verkauft worden und noch keine festen Häuser gebaut. Das östlich vom Gelände der Stadt liegende Dorf Hohwacht mit 2 Gasthäusern und 24 Fischerwohnungen hat seit langer Zeit den Badeverkehr gefördert und mit der Unterbringung von Badegästen seinen Hauptlebensunterhalt verdient. Seitdem nun die Stadt Landeigentümer geworden ist, versucht diese immer mehr, besondere Rechte an sich zu reißen und den alten Badeort Hohwacht zu schädigen."

Erfolg hatte der Protest nicht, im Gegenteil: Bereits einen Monat nach dem "Aufschrei" kaufte der Lütjenburger Magistrat auch noch den vor seinem Gelände gelegenen Strand dazu, und am 21. März 1931 wurde der Stadt gar die Badekonzession zuerkannt. Selbstbewusst nannten die Ratsherren den kleinen Ort nun "Ostseebad Hohwacht, Lütjenburger Strand". Und Anzeigen warben für einen Urlaub zwischen Stadt und Meer. In einem Bebauungsplan wurde das Land schließlich in 130 Parzellen aufgeteilt. Und zahlungskräftige Bürger konnten ein Stück "Sommerfrische" am buchengesäumten Strand von Hohwacht erwerben. Begreiflicherweise saß die Schmach bei den Einheimischen tief. Kenner meinen, sie bohre noch heute.

Aber die Zeit schritt voran, und der Zweite Weltkrieg ließ andere Probleme wichtiger werden. Auf dem Gelände zwischen Lippe und Neu-Hohwacht hatte die Wehrmacht einen Schießstand eingerichtet und später auch noch das Fertigungswerk einer Rüstungsfirma nach Hohwacht verlegt. Rund um den heutigen Berliner Platz wurden Baracken erbaut, in denen man Fremdarbeiter unterbrachte, die von Neuengamme aus hierher geschickt worden waren. Doch auch das "1000jährige Reich" ging unter. Und mit dem Ende des Krieges änderte sich das Leben dann noch einmal nachhaltig. Der Ort war zur Zufluchtsstätte für viele Flüchtlinge aus dem Osten geworden, und bald schon quoll er über von Menschen, die aus Schlesien, Pommern und Ostpreußen hierhergekommen waren. Aus den 318 Einwohnern, die Hohwacht im Jahre 1939 zählte, waren 1946 knapp 1000 geworden. Und niemand wusste, wie der Wohnungsnot zu begegnen sei. Man wohnte in Schuppen und Scheunen, und jedes noch so

kleine Zimmer war belegt. Besonders dramatisch waren die Verhältnisse in den kalten Nachkriegswintern. Das Brennmaterial war schließlich so rar, dass man sogar den Pfahl verheizte, an dem der Sage nach die "Schwarze Greet" ihr Pferd angebunden haben soll. Erstaunlicherweise herrschte trotz der Nachkriegsnot bald eine besondere Stimmung im Ort. Und jeden Sonnabend wurde im "Preßluftschuppen" gefeiert. Hoch ging es her in der ehemaligen Baracke am Berliner Platz. Kabarett wechselte ab mit phantasievollen Maskeraden. Und auch das Tanzbein wurde ausgiebig geschwungen. Noch heute bekommen die älteren Hohwachter leuchtende Augen, wenn von diesen Zeiten die Rede ist. Aber irgendwann war dann auch die "Hoppla, wir leben" – Stimmung vorbei. Und die 50er Jahre brachten mit dem Wirtschaftsaufschwung die Lust aufs Reisen zurück. Als die Einwohnerzahl im Jahre 1950 auf 842 zurückgegangen war und vereinzelt erste Unterkunftsmöglichkeiten für Gäste bereitstanden, begann auch in Hohwacht das Badeleben wieder zu florieren. Zumal die Infrastruktur durch den Bau einer Wasserleitung und einer neuen Kanalisation sowie den Anschluss an das Elektrizitätsnetz und die Anlage einer Straßenbeleuchtung nachhaltig verbessert worden war. Stück um Stück erwarb die Gemeinde jetzt ihren Grund und Boden zurück. 1952 ging auch die Badekonzession wieder an Hohwacht über. Als das Ostseebad 24 Jahre später von der Landesregierung wegen seiner besonderen klimatischen Vorzüge zum Ostsee-Heilbad ernannt wurde, war es – abseits des Touristenrummels – längst ein moderner Badeort geworden.

KAPITEL 3

*"Hier ruht eine unberührte, still verborgene Schönheit; die einen solchen Frieden atmet, dass dem geplagten Städter das Herz wieder leicht wird."
(Der Hamburger Maler Johann L. Heymann im Jahre 1927 über die Hohwachter Bucht)*

Wasser, Sonne, Luft und Licht - Die Heilkräfte des Meeres, die Heilkräfte der Kur

Wind und Sonne, Strand und See. Dazu ein Wald, der den Ort in einem Halbkreis umgibt, und eine Steilküste, die zu langen Spaziergängen einlädt: Das Ostsee-Heilbad Hohwacht setzt mit seinem Kurangebot ganz entschieden auf die ältesten Heilmittel des Menschen, auf Wasser, Sonne, Luft und Licht. Denn wenn die Medizin auch immer rasantere Fortschritte macht und die apparateintensiven Behandlungsweisen einen Standard erreicht haben, der kaum noch verbesserbar scheint, so werden doch immer mehr Stimmen laut, die im Sinne von Jean-Jacques Rousseau ein "Zurück zur Natur" fordern.

Einen besonderen Stellenwert räumen die Mediziner dabei der Kur am Meer ein. Schließlich kommt hier alles zusammen, was dem Organismus bei seiner Regeneration hilft. Und was der Seele ebenso gut tut wie dem geschwächten Körper. Denn während man die saubere Luft einatmet und Jod und Salze inhaliert, kann man auf langen Spaziergängen auch den Alltagsstreß hinter sich lassen und so zu einer deutlichen Verbesserung des Allgemeinzustandes beitragen. Vor allem im Bereich der chronischen Erkrankungen hat sich die Kur an der See bewährt. Oft erweist sie sich sogar als die einzige Möglichkeit, dort zu helfen, wo jede andere Behandlungsweise versagt.

Badekuren waren schließlich schon in der Antike berühmt. Und die Thermen stehen geradezu für die Lust der Römer am Umgang mit dem heilenden Wasser. Erst im 14. Jahrhundert kamen

die Kuren dann auch bei uns in Mode. Allerdings war das Ambiente an den heilenden Quellen anfangs alles andere als mondän. Im böhmischen Karlsbad etwa pflegten die Bauern im heißen Thermalwasser ihre Enten und Gänse abzubrühen, derweil ein Kurgast ein paar Meter weiter seinen Brunnen zu sich nahm. Erst im 18. Jahrhundert änderte sich das: Die Kur wurde als gesellschaftliches Vergnügen entdeckt, und die Bäder entwickelten sich zu Pilgerstätten eines gesundheitssüchtigen Bürgertums. Dabei sollten nicht allein die heilsamen Anwendungen von Wasser und Moor dem angeschlagenen Körper helfen: Der Badeort hatte auch durch seine landschaftlichen Schönheiten und eine unverfälschte Natur dazu beizutragen, dass verlorengegangene Kräfte wiedererlangt werden konnten.

Eine Revolution erfuhr das BADELEBEN dann noch einmal durch die Entdeckung der heilsamen Wirkung des Meerwassers. 1793 war im mecklenburgischen Doberan das erste Seebad auf deutschem Boden eröffnet worden, und führende Persönlichkeiten wie der Göttinger Philosoph Georg Christoph Lichtenberg propagierten das Schwimmen in der offenen See. Immer mehr Kurgäste drängten nun statt in die pompösen Kaiserbäder an die romantischen Küsten von Nord- und Ostsee. Und wagemutig stieg man vom Badekarren aus ins Meer. Das beginnende 20. Jahrhundert brachte dann noch eine weitere Veränderung. Jetzt wurden auch Luft und Sonne als heilende Faktoren in das Gesundheitsprogramm einbezogen, und der Abbau der Prüderie schritt zügig voran. Gymnastik fand nicht mehr in engen Räumen statt sondern draußen am Strand. Und zum Schwimmen trug man statt des langbeinigen Badekostüms ein praktisches Trikot.

Wasser, Erde, Luft und Licht, dazu Wärme und Kälte mit ihrer reizauslösenden Wirkung sind auch in Hohwacht die Grundlagen der modernen Kur-Medizin. Mit ihrer Hilfe will man die Selbstheilungskräfte des Körpers aktivieren und stabilisieren, wobei man die Kur ebenso zur Nachbehandlung von schweren Krankheiten einsetzt wie auch als Indikation bei Atemwegs-, Haut- und Gefäßerkrankungen, bei Gelenk- und Skelettschäden, bei Störungen des vegetativen Nervensystems, bei Magen-, Darm-, Leber- und Gallenwegserkrankungen, bei Frauenleiden und allergischen Reaktionen der Haut. Immer häufiger dient die Kur aber auch der Stärkung körpereigener Abwehrkräfte. Und nicht zuletzt der Verbesserung von Fitness und Aussehen.

Als "Wohltat für Körper, Geist und Seele" werden die Kuren deshalb auch von vielen Menschen ganz selbstverständlich in den Urlaub eingebaut. Und immer weniger spielen dabei die Jahreszeiten eine Rolle. Denn längst hat man die Besonderheiten einer Frühlings-, Herbst- oder Winterkur entdeckt. Ärzte meinen sogar, ein Wintertag zähle doppelt.

Mehr als zwanzig Heilbäder gibt es in Schleswig-Holstein, und die meisten von ihnen liegen an den Küsten von Nord- und Ostsee. Im Jahre 1986 wurde Hohwacht von der Landesregierung als Heilbad nochmals anerkannt. Die günstigen klimatischen Bedingungen mit einem hohen Anteil an Sonnenstunden, ein mildes Reizklima, die Ruhe im Ort und die Naturbelassenheit rundum hatten den Ausschlag dafür gegeben. Bewertet wurde aber auch das Therapie-Angebot im Kurmittel-Centrum, das in den folgenden Jahren dann noch einmal nachhaltig erweitert worden ist.

Neben Massagen und dem Inhalieren von Meerwasser sind es vor allem die Bäder, die immer individueller eingesetzt werden. Als natürliches Heilmittel steht -das Meerwasser im Vordergrund. Die hohe Konzentration von löslichen Salzen hat sich als wichtiger Heilfaktor erwiesen. Gesundheitsfördernd sind daneben auch die CO₂- und die Sauerstoffbäder, die – ebenso wie Moor- und Schwefelbäder – bei Haut- und Kreislauferkrankungen angezeigt sind. Allergien aller Art gehören heute zu den Erkrankungen, derentwegen man häufig eine Kur antritt. Vor allem bei Kindern und Jugendlichen, die mittlerweile ein Viertel der Kurgäste in Hohwacht ausmachen, nehmen diese Leiden dramatisch zu.

Wie bei den Bädern gibt man auch bei den übrigen Anwendungen den natürlichen Produkten den Vorrang. So ersetzte man die üblichen Fangopackungen durch Naturstoffpackungen, die keinerlei künstliche Produkte mehr enthalten. Mit autogenem Training und anderen therapeutischen Programmen wie beispielsweise einer gezielten Rückenschulung sollen darüber hinaus die individuellen Kräfte mobilisiert werden. Durch spezielle Vorträge will man im Kurmittel-Centrum auch das Wissen über die Vorgänge im eigenen Körper erweitern. Immer noch gilt ja das alte Sprichwort: "Wer Gesundheit entbehrt, für den haben alle anderen Schätze keinen Wert".

KAPITEL 4

"Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist, so wohlig auf dem Grund...."
(J.W.v. Goethe)

Von Hanfnetzen und der Jagd auf den Butt - Hohwachts Fischer zwischen gestern und heute

Sie wohnten "Achter de Holtbrüch" und hießen Dencker und Rathje, Kruse und Voss. Schiffermützen trugen sie, und die legten sie auch nicht ab, wenn sie als "Gildemeister" dem wichtigsten Verein der Gemeinde vorstanden. Zum zweiten Frühstück gab es Schwarzbrot und Speck und dazu Lütjenburger Korn. Ungesund? Peter Rathje, einer der Fischer, die heute noch "Achter de Holtbrüch" wohnen, zuckt mit den Schultern. "Mein Großvater ist 91 Jahre alt geworden, und keinen Tag in seinem Leben war er krank. Er musste erst die Treppe herunterfallen, um zu sterben."

Wie viele Fischer es waren, die in den früheren Jahrhunderten im heutigen Ortsteil Alt-Hohwacht lebten, weiß man nicht. Und man kann auch nicht sagen, wann sie sich überhaupt hier angesiedelt haben. Lange schon müssen sie auf der Landzunge gewohnt haben, die durch einen kleinen Fluss vom Festland abgetrennt und über die "Holtbrüch", die Holzbrücke, zu erreichen war. Denn immer haben sie nur erzählt, daß der Großvater schon hier war. Und dessen Vater auch. Aufgeschrieben wurde das nicht, denn niemand hatte Zeit dafür. Zu mühsam war das Leben und der Alltag bestimmt von der Ausfahrt auf die See, vom Fische sortieren und vom Kampf gegen das Verkleben der Netze. "Die hatten ja noch kein Nylon- und Perlon-Material, wie wir es heute benutzen", erzählt Fischer Rathje. "Früher fischte man mit Hanfnetzen. Und die mussten jeden Tag zum Trocknen über Pfähle gehängt werden. Hätte man sie liegengelassen, wären sie verklebt und unbrauchbar geworden". Die Arbeit mit den Netzen war meist Frauensache – ebenso wie das Beschicken der Angeln. "Da kam eine alte Platte auf den Küchenboden. Und dann hat meine Großmutter die Köder auf dem Tisch fertig gemacht," erinnert sich der Fischer. Auch die Schulkinder machten mit und waren vor allem beim Einsteinen begehrt. Im Abstand von jeweils einem halben Meter musste Stein um Stein zwischen den Maschen eingeschlagen werden, damit das Gewicht die Netze nach unten zog.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts lebten noch 20 Hohwachter Familien vom Fischfang. Der Ort war klein. Außer den Fischerhäusern gab es ein Wirtshaus, einen Krug und einen Hökerladen. Die Wäsche wurde am Strand gewaschen, elektrisches Licht kannte man nicht. Reichtum erworben hat niemand in Hohwacht, aber irgendwie kam man mit dem zurecht, was das Meer hergab. Auch der Großvater von Peter Rathje machte da keine Ausnahme. Gemeinsam mit

seinem Bruder (fast immer fischten zwei Brüder zusammen oder aber der Vater und der Sohn) besaß er ein Boot. Später konnten sich die Rathjes sogar einen kleinen Frachtsegler leisten, der ihren Absatzmarkt deutlich vergrößerte. Bis nach Kiel kreuzten sie nach einem guten Fang. Und verkauften dort den Hohwacher Fisch frisch auf dem Markt. Zwei Tage dauerte ein solcher Törn, und wenn die Brüder zurückkamen, dann wurde geteilt. "Di fiev Mark, mi fiev Mark." Natürlich hätten sie die gesamte Summe auch einfach halbieren können, aber das machte man nun einmal nicht. Auch dann nicht, wenn das Geschäft zur Zeit der Heringsschwemme besonders gut lief.

Wie überall an der Ostseeküste bestand auch in Hohwacht der Fang vorwiegend aus Aal, Hering und Butt. Butt und Hering zogen in Schwärmen vorbei, wenn die Zeit zum Laichen gekommen war. Während allerdings der Hering als Arme-Leute-Fisch galt, wurde der Butt als Delikatesse hoch in Ehren gehalten. Heute macht dieser Fisch, der besser unter dem Namen "Scholle" bekannt ist, den Fischern erhebliche Sorgen. "Im Frühling ist er noch da. Dann laicht er und buddelt sich auf dem Grund der flachen Sandbänke ein. Hier frisst er sich rund und voll, um anschließend zu verschwinden," erzählt Peter Rathje. "Niemand weiß, wohin er zieht. Nicht einmal die Wissenschaftler, die laufend die Fischbestände untersuchen." Seltener geworden ist auch der Dorsch, der früher weit verbreitet war. Dafür finden sich vermehrt Lachsforellen und Seezungen in den Netzen. Was durchaus als gutes Zeichen gewertet werden kann. Da beide Fischarten sauberes Wasser lieben, gelten sie als Indikatoren für die Wasserqualität in der Hohwacher Bucht.

Von den 12 Fischern, die es heute noch in Hohwacht gibt, lebt keiner mehr ausschließlich vom Fang. Doch auch als "Nebenerwerbsfischer", wie die offizielle Bezeichnung lautet, müssen sie strenge Auflagen erfüllen. Deutlich ausgewiesen durch ein großes "N", das neben dem Bootsnamen prangt, steht ihnen das Recht zu, eine unbegrenzte Anzahl von Netzen auszuwerfen und unbehelligt in dem Fanggrund zwischen Weißenhäuser Strand und dem Leuchtturm Neuland in Behrendorf zu fischen. Was allerdings bis auf den heutigen Tag fehlt, ist ein schützender Hafen. Wie seit Hunderten von Jahren müssen die Boote auf den Strand hinaufgezogen werden, damit ein plötzlich aufkommender Sturm sie nicht zerschlagen kann. Besondere Sorgfalt gilt auch dem Gerät: In den grünen Fischerhütten, die Giebel an Giebel in den Dünen stehen, wird die Ausrüstung penibel geordnet aufbewahrt.

Hier vor den Fischerhütten findet regelmäßig auch der "Hohwacher Fischmarkt" statt, der längst zu einem Markenzeichen des Badeortes geworden ist. Am späten Vormittag wird an schmalen Holztischen aller Fisch verkauft, der nicht an Hotels oder Gaststätten geliefert wurde. Mal mehr, mal weniger, wie das so ist mit dem Fang. Immer aber frisch aus dem Meer, was viele Urlauber dazu veranlasst, sich ein paar Heringe oder einen fetten Dorsch als Abendessen mit nach Hause zu nehmen. Gierig belauern auch die Möwen den Gang der Geschäfte, und laut kreischend versuchen sie, etwas von der Ernte des Meeres abzubekommen.

Doch auch wenn der letzte Butt verkauft ist: Feierabend ist noch lange nicht. Der Alltag an der Küste hat ja einen ganz anderen Rhythmus als der Arbeitstag in der Stadt. Und so fahren die Fischer am frühen Nachmittag langsam tuckernd wieder aufs Meer hinaus. Jetzt nämlich werden die Stellnetze ausgebracht, die über Nacht draußen bleiben. Das erfordert viel Geschicklichkeit. Schließlich müssen sie wie eine Art Jägerzaun lotrecht im Wasser stehen, damit sie von der Strömung nicht mitgerissen werden können.

Beim ersten Morgengrauen schon werden sie wieder eingeholt. Und das ist im Sommer immerhin so gegen vier Uhr in der Frühe. "Doch wenn man meint, man sei der erste am Strand," sagt Peter Rathje, "dann hat man sich gewaltig geirrt. Immer ist schon einer da, der

vorher sein Boot klargemacht hat." Ohnehin kann ein Hohwachter Fischer nicht anders, als früh aufzustehen. "Das liegt als Familienerbe nun einmal so drin."

Dass in Hohwacht die Berufsfischerei aufgegeben werden musste, lag zum einen an den schlechten Preisen, die lange für Hering, Butt und Aal gezahlt wurden. Zum anderen hing es mit dem verantwortungslosen Überfischen der gesamten Ostsee in den 60er Jahren zusammen. Insbesondere die größeren Fischereibetriebe waren maßgeblich daran beteiligt, dass der Meeresboden bald leergeräumt war. Ein Raubbau, der besonders den einzelnen Fischer traf. Immer mühsamer wurde das Leben an der Küste, und so lernten die Söhne der alteingesessenen Familien schweren Herzens erst einmal ein Handwerk, statt zu dem Vater ins Boot zu steigen. Am Ende mussten auch die älteren Hohwachter umdenken. Vom Fischfang allein konnte niemand mehr leben.

Tourismus hieß bald auch bei ihnen das Zauberwort. Denn viele Urlauber fühlten sich gerade von dem Flair des Fischerdorfes angezogen. So ganz unerfahren mit dem Fremdenverkehr war man ja nicht. Schon um die Jahrhundertwende waren einige Städter in den Sommerferien nach Hohwacht gekommen und hatten sich "Achter de Holtbrüch" einquartiert. Viele waren mit ihren Pensionswirten bald so vertraut, daß der Kontakt auch in den Wintermonaten nicht abbrach. Dieses familiäre Feriengefühl hat sich bis heute erhalten, zusammen mit einer Ruhe, die einem sofort auffällt, wenn man die kleinen Straßen "Achter de Holtbrüch" entlanggeht. Alt-Hohwacht hat sich den langsamen Schritt bewahrt, den Fischer an Land nun einmal haben. Und eine Menge Idylle dazu. Noch immer liegen die Boote kieloben im Gras, malerisch stehen die Fischerhütten in den Dünen, und am Abend sitzt man wie eh und je am liebsten vor der Tür. Ab und zu wird auch gefeiert. Im Sommer gibt es ein "Fischerfrühstück" mit den Hohwachter Gästen und im Winter einen "Fischerball", auf dem an der Bar heftig darüber gestritten wird, "wo denn der verdammte Butt bloß abbleibt nach dem Laichen."

KAPITEL 5

*Nun lat doch mal de Arbeit ruhe
keen Plag un Möh van Daag
Du schulis hzü<t man to Gilt mal gohu.
horch. wo de Musik speelt!"
(Wolfgang Rathje)*

"Flaggen ruut ton Gildedag" - Wie das Seebad sein wichtigstes Fest feiert

"Da brennt nichts", sagen die Hohwachter, wenn ein Feuerwehrwagen auftaucht, in dem die Männer weiße Hemden und dunkle Krawatten tragen. "Die fahren nur zum Feiern."

Wie überall in Deutschland gehören auch an der Ostseeküste die Feste zum Leben. Und wenn man den Holsteinern auch eine gewisse Nüchternheit nachsagt, so verstehen sie sich doch aufs Feiern. Auch in Hohwacht erfreuen sich die Feste der Feuerwehr ebenso großer Beliebtheit wie der "Schleswig-Holstein-Tag" oder der "Fischerball", der im Winter alle zu Essen und Tanz zusammenholt. Dass die Krönung allerdings der Gildedag ist, darüber sind sich alle einig. Der ist nun einmal der "schönste Tag im ganzen Jahr". Und da spielt es auch keine Rolle, ob die Sonne scheint oder ob öfter mal ein gehöriger Schauer niedergeht. Schließlich kann dieses Fest, das ja immer in einer Jahreszeit stattfindet, in der Flieder, Weißdorn und Raps geradezu verschwenderisch blühen, auf eine solch lange Tradition zurückblicken, dass

kein Wettergott ihm etwas anhaben kann. Seit 1741 besteht die "Haßberger Totengilde" nun schon, und wenn die Gildemeister auch erst seit 1850 namentlich überliefert sind, so gehört sie doch zu den traditionsreichsten Gilden im Land.

"Gode und schlechte Tieden hät se dorchleft", beschrieb der im Jubiläumsjahr 1991 amtierende Gildemeister Willy Kühl das Auf und Ab der alten Schutzgemeinschaft, die immer Mittelpunkt "vun uns Gemeenleben wär". Und folglich älter, weit älter ist als die Gemeinde selber. Wie viele andere Bräuche geht ja auch der Zusammenschluss in Notgemeinschaften auf heidnische Ursprünge zurück. Und bereits Karl der Große soll den Sachsen verboten haben, sich in "Diabolo-Gilden" zu versammeln. Klüger gingen die Missionare zwei Jahrhunderte später vor: Sie schoben in die heidnischen Bräuche einfach christliche Elemente ein und ließen die Notgemeinschaften bestehen.

Um 1100 kamen als Folge der Kreuzzüge dann die ersten geselligen Schießwettbewerbe auf, bei denen der meisterhafte Gebrauch der Armbrust unter Beweis gestellt werden musste. Auch für die älteste Gilde in Schleswig-Holstein, die Oldenburger "St. Johannis Toten- und Schützengilde von 1192", ist ein solches Wettschießen nachgewiesen, bei dem es darum ging, von einem hölzernen Vogel nacheinander Flügel, Fahne, Klauen, Schwanz, Schwungfedern und schließlich den ganzen Rumpf abzuschießen. Aus einzelnen Quellen weiß man, daß ein solcher Tag seinen Abschluss in einem üppigen Fest fand. Nicht ohne Grund wird schließlich das Wort "gildi" mit "Gelage" oder auch mit "festlicher Zusammenkunft" übersetzt. Eine andere Deutung gibt der Bezeichnung "Blutsbrüderschaft" den Vorrang. Und das wirft ebenfalls ein Licht darauf, wie es in den Gemeinschaften ausgesehen haben mag. Immer nämlich war die Gilde auch ein Schutzbündnis gegen Gefahren aller Art, denen man sonst schutzlos ausgeliefert war. Die oberste Sorge in einer solchen Vereinigung galt also keineswegs dem Nächsten. Mit regelmäßigen Beitragszahlungen wollte man selber gegen Feuer und Krankheit abgesichert sein.

In den Totengilden wurde vor allem Vorsorge getroffen für den eigenen letzten Gang. Denn "anständig unter die Erde zu kommen" war keineswegs die Norm. Die Leute waren oft so arm, dass sie nicht einmal das "Leichlaken" bezahlen konnten. Von Leuchtern und Wachslichtern gar nicht zu reden, die aus einem Totengottesdienst erst ein Ereignis werden ließen. Als Mitglied einer Totengilde hatte man zudem Anspruch darauf, würdevoll zu Grabe getragen zu werden, da jeder Gildebruder zur Teilnahme an der Beerdigung verpflichtet war. Und da nun einmal die Faustregel galt "je länger der Leichenzug, desto größer das Ansehen", war die Mitgliedschaft in einer Totengilde bald auch bei den besser Betuchten beliebt. Viele Adlige traten der Schutzgemeinschaft bei oder gründeten in einer Zeit, in der die sozialen Schranken noch unüberwindbar schienen, zusammen mit

Kaufleuten, Bauern und Fischern eine Gilde in ihrem Gutsbezirk. In Plön gehörte sogar der dänische König der Gilde an. Und wann immer es sich einrichten ließ, ist er auch zu den Festen gekommen.

Im Umland von Hohwacht waren es Männer aus Haßberg, Neudorf und Hohwacht, die sich im Jahre 1741 in einer Totengilde zusammenfanden. Aber erst im Jahre 1917 ist dann die Satzung aufgeschrieben worden, aus der man ersehen kann, wie es mit den Hilfsleistungen aussah. Eine einmalige Summe von 30 Mark wurde ausbezahlt, wenn eine gültige Sterbeurkunde vorlag. Allerdings gab es das Geld nicht, wenn der Verstorbene eines unnatürlichen Todes gestorben war. Im übrigen war dieses Sterbegeld keineswegs als gering zu erachten. Bei einem jährlich zu entrichtenden Betrag von 80 Pfennig hatte sich der Einsatz nicht schlecht verzinst.

Betrachtet man die Gilden als Schutzgemeinschaften gegen Katastrophen aller Art, so klingen

die Namen nicht mehr so fremd, die man noch heute bei Umzügen auf den Fahnen liest. Da feiert die Toten-, Sterbe-, Knochenbruch-, Schweine-, Kuh- und Pferdegilde, aber auch die Sturm-, Mobilien-, Wind- und Buttgilde ihr jährliches Fest.

Noch im 19. Jahrhundert war die Mitgliedschaft in einer Gilde (oft gehörte man auch mehreren Schutzbündnissen an) auf manchen Höfen die einzige Versicherung. Und der Verlust einer für den Lebensunterhalt dringend benötigten Kuh konnte überhaupt nur mit einer finanziellen Beihilfe verkraftet werden. Heute ist man natürlich auch in Schleswig-Holstein – wo ja, wie im benachbarten Mecklenburg, alles hundert Jahre später passieren soll als anderswo – in das Versicherungswesen integriert. Und niemand kann sich mehr allein durch die Gilde vor drohenden Katastrophen schützen. Die Gilden aber leben weiter, und auch in der Haßberger Totengilde wird immer noch ein fester Betrag beim Ableben eines Mitglieds bezahlt. Dem Sarg eines Verstorbenen folgen nach wie vor die anderen Mitglieder. Und wenn ein Gildemeister zu Grabe getragen wird, dann begleitet seinen Sarg auch die reich bestickte Fahne.

Geblichen ist neben solchen Bräuchen als wichtiges Erbe auch das Gildefest, das am ersten Freitag im Juni gefeiert wird. Und zwar "na ole Wies un Maneer", wie in den Statuten nachzulesen ist. Früh am Morgen schon treffen sich die Gildebrüder auf dem Gutshof in Neudorf. Und nachdem die Blaskapelle den Choral "Lobe den Herren" angestimmt hat, setzt man sich zum deftigen Frühstück zusammen, isst ungeachtet der frühen Morgenstunde Kartoffeln mit Buttersauce, Bouletten, Spiegeleier und Brot, und begießt das Ganze auch mit dem einen oder anderen Köm. Gut gestärkt geht es dann im dunklen Jackett und mit dem Strohhut auf dem Kopf hinter der Standarte her zu Fuß auf Hohwacht zu. Nach vier Stunden trifft man schließlich in der Strandeshalle zum "Königsfrühstück" ein, dem das Preisschießen auf dem Königsschießplatz als der sportliche Höhepunkt des Tages folgt. Erst wenn der neue Schützenkönig feststeht und die Sonne langsam über den Salzwiesen untergeht, kann der festliche Ball beginnen, bei dem dann auch die Urlauber als gern gesehene Gäste willkommen sind.

Wenn im übrigen bisher nur von den Gildebrüdern die Rede war, so muss das korrigiert werden: In der "Haßberger Totengilde" sind auch die Frauen als Gildeschwestern willkommen, und neben dem König schwingt nun auch eine Schützenkönigin das Zepter. Das Amt des Gildemeisters allerdings wird wie eh und je "na ole Wies" von einem Mann bekleidet.

KAPITEL 6

"Rodegrütt. Rodegrütt,

Kik naol. watt liitt Hein hüt litt. Alles r undzenz hat he vergeten. Rodegriitt, dat is en Eten.

Rodegriitt"

(Matthias Claudias)

Von Roter Grütze und Schinken aus dem Rauch - Ein Blick in die Holsteiner Küche

"Weil es so furchtbar stürmisch ist im Land zwischen den beiden Meeren, braucht der Schleswig-Holsteiner eine Menge Ballast, denn es ist nicht nur sein Leib in ständiger Gefahr, durch die Winde davon geblasen zu werden, es ist auch seine träumerische und empfindsame

Seele", heißt es in einem Buch über die Küche der deutschen Regionen. Recht hat der Chronist: Man isst gern und gut im Land der Seen und der Hügel: Ärger hält das Leben schließlich genug bereit.

Betrachtet man die heimische Küche von ihren Zutaten her, so kann man sich schnell im Garten Eden wähnen. Dank der natürlichen Beschaffenheit des Landes haben es die Holsteiner besser als die Bewohner vieler anderer Regionen in Deutschland. Schweine, Kühe und Kälber finden sich auf dem Hof, Gemüse wächst am Haus. Korn wogt auf den Feldern. In den Wäldern gibt es Wild und in den Seen die köstlichsten Süßwasserfische. Das Meer schließlich liefert Butt und Dorsch und Aal und für den Alltag den verlässlichen Hering. Wie überall in Europa haben sich die besten regionalen Gerichte aus dem entwickelt, was an natürlichen Zutaten vorhanden war. Komplizierte Importe konnten sich nur die Reichen leisten oder die verwöhnten Lübecker, die sich ja bekanntlich sogar den teuren Bordeaux-Wein durch langes Lagern noch veredelten.

Besser als ein Restaurant in der Nähe von Hohwacht die Besonderheiten der holsteinischen Küche dem Gast präsentiert, kann man es kaum machen. Da findet man auf der Speisekarte erst einmal Gerichte "Aus Haus und Garten". Am Haus stand das rosige Schwein, das für das ganze Jahr das Fleisch lieferte. Das Schlachtfest läutete sozusagen das kulinarische Jahr ein, denn von nun an konnte wieder frisches Fleisch auf den Tisch gebracht werden. Noch heute beginnt auf manchen Höfen mit dem Schlachtfest der Winter. Erst wenn es richtig kalt ist – das kann im November, manchmal aber auch erst im Dezember sein – kommt der Hausschlachter in den frühen Morgenstunden angefahren. Und während draußen Raureif über den Feldern liegt, ist drinnen die Hölle los. Es muss alles schnell gehen, und das Zerlegen, Würstzubereiten, Gewürze hacken und Siedfleisch kochen lässt kaum Zeit für Gespräche. Doch trotz aller Eile: Ein Grog oder ein Korn wird nicht vergessen. Nach altem Aberglauben sollen diese Getränke dazu beitragen, dass das Fleisch länger haltbar bleibt. Gegenüber den Zeiten, als man an Konservierungsmethoden nur das Räuchern, das Pökeln, das Einkochen oder das Trocknen kannte, hat sich in unserer Zeit ja vieles geändert. Gehalten haben sich dennoch manche traditionellen Arten der Zubereitung, weil sie sich als äußerst wohlschmeckend erwiesen haben. Das "Sauerfleisch" ist nur ein Beispiel dafür. Immer noch wird es in einem säuerlichen Gelee eingelegt und erst dann aus dem Sauertopf (Suurpott) geholt, wenn die Temperaturen angestiegen sind. Als ideales Sommeressen wird es auch heute noch geschätzt. Ebenso wie Aal oder Wildentenkeulen in sauer, zu denen niemals die Bratkartoffeln fehlen dürfen.

Und die Schinken? Und die Würste? Sie stehen ja geradezu für das, was man anderswo mit der holsteinischen Küche verbindet. Zusammen mit dem Rauchfleisch hängte man sie früher über dem offenen Herdfeuer auf – und bis heute hat sich an dieser Art des Konservierens nichts geändert. Der echte Katenschinken muß immer noch mehrere Monate im Rauch gehangen haben, ehe er den unverwechselbaren Geschmack angenommen hat. Zahlreich sind denn auch die Gerichte, bei denen er im Mittelpunkt steht. Und wenn das "Bauernfrühstück" auch am beliebtesten ist: Ein deftiges Schinkenbrot, bei dem vielleicht mit dem Brot, niemals aber mit dem Schinken gezeit wird, ist ebenfalls ein Hochgenuß. Zu den Spezialitäten gehört auch der "Dicke Hans mit Schweinebacke", der allerdings einen guten Magen voraussetzt. Dabei wird zum üppigen Mehlkloß, auch "Mehlbeutel" genannt, ein großes Stück Rauchfleisch gereicht, das mir seinem würzigen Geschmack der milden Mehlspeise den besonderen Akzent verleiht. Aus vielen anderen Gerichten ist das Rauchfleisch ebenfalls nicht wegzudenken. "Holsteiner Kartoffelsuppe", "Aalsuppe", "Suure Supp un Klüten", "Steckrübenmus" oder "Labskaus" werden erst durch das Aroma des geräucherten Specks ein Genuß. Und ohne kräftige Einlage gerät auch der Grünkohl nicht. "Gott schuf den Winter und den Grünkohl als Mittel dagegen," sagt man in Holstein. Den ersten Frost muß der Kohl abbekommen haben, ehe er so richtig

schmeckt. Und Eisblumen am Fenster gehören folglich auch dazu, wenn man zum Grünkohl essen einkehrt. Mit Schweinebacke, Kaßler und geräucherter Wurst kommt das Wintergericht auf den Tisch. Dazu gibt es Kartoffeln, denen man durch Karamelisieren einen leicht süßlichen Geschmack verliehen hat. Denn auch der Zucker ist ja eine Leidenschaft der Holsteiner, und gerade die Mischung aus Süßem und Saurem gibt vielen Speisen erst den ihnen eigenen Reiz. "Gröner Heini" oder "Birnen, Bohnen und Speck" werden im Herbst gegessen, wenn das Obst reif ist und die Astern in den Gärten blühen. Jetzt kommt auch die Zeit der Enten- und Gänsebraten, denn "ein Narr, der im Novembermond der Martinsgänse Leben schont."

Immer größerer Beliebtheit erfreuen sich auch die Gerichte "Aus Feld und Wald", gilt doch das Wild als Delikatesse im kulinarischen Angebot. Und auch der Damwildbestand am Selenter See gilt als einer der bedeutendsten in ganz Europa, Hohwacht ist ja von Waldgebieten umgeben. Vom Rebhuhn bis zur Wildente reicht das Wildgeflügelangebot (letztere werden als "Neudorfer Wildenten in sauer" wieder aus dem "Suurpott" geholt). Aber auch "Wildschweinbraten" und "Damwildragout", "Rehkeule" und "Hirschmedaillons" sind Gerichte, bei denen man schon einmal auf eine Schrotkugel beißt. Dank der modernen Kühlmethode wird Wild heute im Übrigen das ganze Jahr angeboten. Der Herbst ist dennoch die beste Jahreszeit für ein Wildessen. Denn Herbstzeit ist Jagdzeit.

Das, was "aus Meer und See" gezogen wird, hat für Binnenlandbewohner vielleicht den größten Reiz. Schließlich können nur wenige Regionen damit aufwarten, dass der Fisch am selben Tag auf dem Teller landet, an dem er aus dem Meer geholt worden ist. Die Speisekarte kennt eine lange Liste an traditionellen Fischgerichten, doch ein besonderer Tipp sei hier erlaubt: Niemand verachte den Hering, von dem schon Bismarck sagte, dass er nur so teuer wie Kaviar sein müsse, um als Delikatesse anerkannt zu sein. Als "Brathering" in der Pfanne zubereitet schmeckt er am besten. Und riecht dann, wenn er wirklich frisch ist, überhaupt nicht nach Fisch, wie die Hohwachter Fischer beteuern. Empfehlenswert auch der Stein- oder Goldbutt, goldgelb in Butter gebraten, oder der Dorsch, der mit einer süßlichen Senfsoße serviert wird. Neuerdings finden sich auch die Lachse wieder häufiger in unseren Gewässern, und man erinnert sich an die Zeiten, als die Kossau voll davon war. Wer Süßwasserfische vorzieht, für den hält der Selenter See eine reiche Auswahl bereit: Bei Fischer Paustian in Bellin kann man Aal, Hecht und Maränen fangfrisch erwerben. Zusammen mit einem einzigartigen Blick auf Schleswig-Holsteins verschwiegensten See. Für Forellen dagegen steht der Name "Helmstorf" inzwischen als Markenzeichen. Frisch oder geräuchert ist dieser Edelfisch auf den Speisekarten fast aller Restaurants zu finden.

Was wäre ein gutes Essen ohne den richtigen Ausklang? Die Liebe der Holsteiner zum Süßen wurde ja schon erwähnt. Und wer niemals "Rode Grütt" gegessen hat, kennt das Land einfach nicht. Die "Rote Grütze" aus Himbeeren, Sauerkirschen und Erdbeeren gekocht, wird zwar klassisch mit Milch gereicht, aber Sahne, so richtig dickfließende Sahne, macht sie erst zum Hochgenuß. Und zur kalorienschweren Sünde.

Mit dem Sündigen ist es ja ohnehin so eine Sache. Die neue Zeit ist auch an Holstein nicht vorübergegangen. Und immer häufiger kochen die Gastwirte auf eine neue Art, ohne dabei die traditionsreiche Küche zu vergessen. Sie verwenden die heimischen Zutaten und bereiten sie nach den Gesetzen der leichten, kalorienarmen Küche zu "Seezunge auf Sauerampfer", "Wildconsomee" oder "Lachs mit Buchweizenpfannekuchen" sind nur ein paar Beispiele der holsteinischen "Nouvelle cuisine". Den "Dicken Hans mit Schweinebacke" aber wird man wohl kaum umerziehen können. Er präsentiert sich weiterhin als jemand, der einfach nicht aufhören will, so richtig deftig zu sein. Und das ist vielen Holsteinern gerade recht.

KAPITEL 7

"Sommerferien an der See. Begreift wohl irgendjemand weit und breit, was für ein Glück das bedeutet?" (Thomas Mann in "Buddenbrooks")

Sonne, Sand und See - Das vielfältige Leben am Strand

Drei Kilometer Sandstrand, davon 1,2 Kilometer Steilküste. 1000 Strandkörbe. Ein Hundestrand. Und Möwen in einer Zahl, die niemand kennt.

Der Strand von Hohwacht führt – wie alle Strände dieser Erde – ein seltsames Zwitterdasein. Nicht Land ist er und nicht Meer. Nicht Platz zum Wohnen, aber dennoch der schönste Aufenthaltsraum im ganzen Ferienland. Viele Urlauber gehen hierher, bevor sie sich in ihrem Haus oder in einem Hotel einrichten. Riechen die Luft, schmecken das Salz, hören den Wellen zu und stellen fest, dass er sich nicht verändert hat. Weißsandig liegt er da, rosengesäumt und breit. Ein großer Sommersaal, der seine Türen geöffnet hält. Und der einlädt zu einem Leben, das mit dem Wort Freiheit vielleicht am ehesten umschrieben ist.

Wo sonst kann man so ungeniert seine Hüllen fallen lassen wie hier? Wo kann man den Wind in den Haaren spüren und die Sonne auf der Haut? Und wo darf man als Erwachsener noch einmal ins Wasser stürzen wie ein Kind? Vielfältig ist schließlich auch das, was die Mode bereithält. Denn erlaubt ist, was gefällt. Grelles verträgt sich mit Dezentem, Schräges mit Solidem, Teures mit dem, was von der Stange kommt.

Wer Bilder vom ganz normalen menschlichen Glück sammelt, findet am Strand reichlich Gelegenheit dazu. Wie eine Figur aus einem Roman von Thomas Mann wirkt der ältere Herr, der auch im Strandkorb seinen Sommeranzug nicht ablegt. Und der seiner Begleiterin mit einer nicht endenden Ausdauer aus einem dicken Buch vorliest. Seite um Seite. Mit wohltönender Stimme und sorgsam gescheiteltem Haar. Dass er in seiner Gediegenheit einen deutlichen Gegensatz bildet zu einer Runde von braungebrannten Jugendlichen, die sich einen Strandkorb weiter zum Picknick zusammengesetzt haben, verdeutlicht nur, dass das Leben unter den Dünen jedem seine individuelle Freiheit lässt.

Für die Einsamkeit gibt es ja auch genügend Platz. Und man braucht nur seine Schuhe in die Hand zu nehmen und loszuwandern. Und schon ist man allein mit dem Wind und der See. Nicht ganz allein; das "huschende Gefieder" der Wasservögel ist überall. Und auch das gleichmäßige Schlagen der Wellen, das manchmal vom leisen Knirschen der Steine begleitet ist.

Morgenstunden gibt es, an denen die See fast ganz eingeschlafen zu sein scheint. Und lange noch wirkt ein Bad nach, wenn man es im milchigen Licht des frühen Tages nimmt. Vielleicht verbringt man so auch einen späten Sommertag. Denn Nachsaison ist für viele Hohwacht-Freunde die Zeit des stillen Glücks. Jetzt tritt alles noch deutlicher zu Tage, und die letzten Rosen ersetzen die Fülle des langen Sommers. Allmählich schließt auch der Gartensaal nun seine Pforten und macht Platz für ein anderes Schauspiel, für das jetzt die Kulissen am Strand aufgebaut werden.

Bald nämlich kommen die Stürme. Und die aufspritzenden Wellen begleiten den, der das Meer in seiner schäumenden Gischt erleben will. Manch einer kommt aber auch erst wieder, wenn der Raureif die Büsche bedeckt und das Packeis am Ufer sich langsam zu Bergen auftürmt. Das

alles gehört ja zum Strand, wie auch der Frühling, den man am zerrenden Wind erkennt. Und an einer Unruhe, die den ganzen Ort befällt.

Tausende von Jahren schon gibt es das Meer. Was bedeutet da schon eine Saison? Nichts für die See, aber viel für den, der wieder einmal hier angekommen ist.

KAPITEL 8

"Vielleicht der- schönste Punkt von ganz Holstein"

(Der Maler Louis Gualitt 1861 beim Blick über den Großen Binnensee und die Halssachter Bucht)

Rund um den Großen Binnensee - Ein Gang durch die Geschichte

"Wenn Du reisen willst, musst Du die Geschichte des Landes kennenlernen", hat Theodor Fontane geschrieben und sich dann auf seine "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" gemacht. Hohwacht ist nicht Fehrbellin, und Preußen wurde nicht in Holstein geboren. Geschichte aber gibt es auch hier genug zu entdecken. Schließlich ist ganz Ostholstein einmal als ein einziges "frühgeschichtliches Freiluftmuseum" bezeichnet worden. Und gerade die Gegend rund um den Großen Binnensee wird von den Historikern wegen ihrer reichen Fundstätten gerühmt. Verborgen oft unter Bäumen und versteckt in Feldern und Wäldern findet man jene Zeugnisse aus Stein, die die Jahrtausende überdauert haben. Verwittert, verweht, aber nicht vergangen.

Nach menschlichen Spuren aus der Altsteinzeit wird man allerdings vergeblich suchen. Während der drei Eiszeiten, die über das Land hinweggingen, waren die Gletscher die alleinigen Herrscher im Land. Erst als in der jüngsten Phase der Alt-Steinzeit die Eismassen langsam abschmolzen, drangen mit den Rentierherden auch vereinzelt die Menschen nach Ostholstein vor. Lange scheinen sie allerdings nur in der warmen Jahreszeit gekommen zu sein. Wenn der kurze Sommer einem langen Winter wich, zogen sie sich wieder in ihre südlich gelegenen Siedlungsräume zurück. Vereinzelt wurden "Stielspitzen" aus dieser Zeit der Rentierjäger gefunden.

Um 5000 v. Chr. herum muss es dann zu einer dauerhaften Besiedlung gekommen sein. Es wurde wärmer, und bald war das heutige Schleswig-Holstein von Wald bedeckt. Auch in unserer Region sind in dieser "mittleren Steinzeit" die ersten Jäger und Sammler heimisch gewesen. Werkzeuge, die an den Ufern des Selenter Sees gefunden wurden, legen ein Zeugnis davon ab. Immer wieder bewundert man die Kunstfertigkeit, mit der die Menschen der Frühzeit den harten Feuerstein zu Beilen, Klingen, Schabern und Pfeilspitzen zurecht gehauen haben. Zu Waffen und Werkzeugen, die ihnen das Überleben gesichert haben. Denn noch lebten die Menschen ja von der Hand in den Mund: jagten und fischten, sammelten Beeren und Haselnüsse und wohnten in einfachen Hütten aus Schilf. Erst wenn die Nahrungsmittel erschöpft waren, zogen sie an einen anderen Ort, um sich dort – wiederum vorübergehend – niederzulassen. Etwa um 3000 v. Chr. begannen die Menschen dann sesshaft zu werden. Sie hielten Vieh und bauten auf kleinen Feldern auch schon Getreide an. In dieser "Jungsteinzeit", die bezeichnenderweise auch "Bauernsteinzeit" genannt wird, muss das Gebiet um Lütjenburg und Hohwacht herum dichter besiedelt gewesen sein. Die Böden waren mit einfachen Geräten gut zu bearbeiten. Es gab Wild und Fisch in großer Fülle. Und bald auch, wie sich an zahlreichen Grabfunden absehen lässt, ein relativ stark ausgeprägtes soziales

Leben. Von den Großsteingräbern und Langbetten, die als eindrucksvollste Hinterlassenschaft der Jungsteinzeit gelten, finden sich gleich mehrere im Einzugsbereich des Binnensees. Das eindrucksvollste sicher am "Ruserberg" bei Futterkamp, wo vier der bis zu sechzig Meter langen Grabstätten erhalten sind. Deutlich sind hier die Steinkammern zu erkennen, in denen man die Toten mit reichen Gaben beigesetzt hat. Der gesamte Höhenzug zwischen Futterkamp und Hohwacht war ursprünglich von Großsteingräbern bedeckt. Doch wie überall in Schleswig-Holstein hat man die meisten von ihnen im vorigen Jahrhundert zerstört. Beim Straßen- und Häuserbau schienen die schweren Steine unseren Vorvätern besser eingesetzt zu sein als in einem verwitterten Grab. Nur jede zehnte frühgeschichtliche Grabstätte, so schätzt man, hat die Zeiten überdauert.

Eine besondere Faszination üben immer wieder die wenigen noch nicht geöffneten Grabstellen aus, die zu Spekulationen geradezu verführen. Zwei Kilometer östlich von Kaköhl liegt die Buschkate, an der sich gleich drei anscheinend unberührte Gräber befinden. Eines von ihnen ist nahezu vollständig erhalten, und fünf der sechs Decksteine, die den Ruheort der Toten sicherten, liegen immer noch an ihrem Platz. Als Erbe einer Zeit, die uns trotz der gewaltigen Steingräber vermutlich für immer Rätsel aufgeben wird.

Als "strahlendes Zeitalter" hat man die Bronzezeit bezeichnet, die auf die Steinzeit folgte. Bronze, anfangs nur im Süden bekannt, war weitaus leichter zu verarbeiten als der spröde Stein. Und folglich konnten die Gefäße und Gerätschaften auch über den reinen Gebrauchswert hinaus veredelt werden. Als beeindruckendes Erbe der Bronzezeit gelten aber auch die Hünen- oder Hügelgräber, von denen eine größere Anzahl gerade im Umfeld der Hohwachter Bucht zu finden ist. Gekrönt von Eichen und Buchen gelten sie mit ihrem dämonischen Aussehen längst als Symbol des Landes Schleswig-Holstein. Und der Volksglaube behauptet noch immer, dass in jedem der hochaufragenden Erdhügel ein einstmals mächtiger Stammesfürst begraben ist. Eines der bedeutendsten bronzezeitlichen Gräber, das größte im Kreis Plön, liegt rechts der Eichenallee, die von Schmiedendorf über Neudorf nach Hohwacht führt. Auch wenn man dieses Grab, das den Namen "Pangenberg" trägt und an der Basis einen Durchmesser von 40 Metern aufweist und über neun Meter aufragt, niemals geöffnet hat, so weiß man doch, dass es wie die anderen Hügelgräber für Mehrfachbestattungen benutzt worden ist, ehe es – offenbar von heute auf morgen – aufgegeben wurde.

Denn auch die Bronzezeit versank im Dunkel der Geschichte. Die "Eisenzeit" folgte als eine Periode der wirtschaftlichen Blüte. Der Mittelrücken Schleswig-Holsteins scheint auf Grund der Bodenschätze und der guten Verhüttungsmöglichkeiten eine Art "Ruhrgebiet der Frühzeit" gewesen zu sein. Der Osten des Landes dagegen wurde von Bauern besiedelt. Auch hier ersetzen ja die Gräber die Chronik, und die Tatsache, dass man sich von der arbeitsintensiven Bestattungsweise auf Erdhügeln getrennt hat, lässt auf eine hohe Bevölkerungsdichte schließen. Durchaus rationell gestaltete man nun das Begräbnisritual. Und großräumige, unseren Friedhöfen bereits ähnliche Gräberfelder nahmen in der Eisenzeit die Verstorbenen auf. Bald ging man sogar zu der noch praktischeren Feuerbestattung über. Die vielen Urnen, die sich rund um den Binnensee fanden, gelten als sichtbares Zeugnis dafür.

Etwa um 400 n. Chr. hört die Belegung der Friedhöfe auf. Die Zeit der großen Völkerwanderung begann. Die Menschen zogen davon, und das Land blieb nahezu menschenleer zurück. Erst im 7. Jahrhundert drangen von Osten her kommend die Wagrier ein, ein Stamm, der zur großen Völkerfamilie der Slawen gerechnet wird. Am heutigen "Großen Binnensee", der damals noch mit der Ostsee verbunden war, fanden sie einen ihnen gemäßen Siedlungsraum. Dazu einen geradezu idealen Platz, um sich eine wehrhafte Festung zu errichten.

Wenn man heute zwischen Haßberg und Neudorf am "Großen Binnensee" entlang geht und die weiße Brücke an der Kossaumündung überquert, kommt man auf einem hoch über dem Ufer gelegenen Geländesporn zum "Wallort", von dem aus man in slawischer Zeit die Einmündung der Kossau in den Binnensee und den Zugang zur Ostsee überwacht hat. Noch heute heißt das Gelände "Alte Burg". Allerdings darf niemand ein Kastell mit Türmen und Zinnen erwarten, wie man sie aus dem Süden kennt. Wie alle slawischen Wehranlagen bestand die Burg lediglich aus einem hoch aufgeschütteten Erdwall, der mit Palisadenwänden aus Holz und Weiden verstärkt war. Eine Festungsmauer auf Zeit. Denn wenig ließen Wind, Regen und Erosion übrig, nachdem die Anlage aufgegeben war. Auch am Großen Binnensee haben sich von den einstmals meterhohen Erdaufschüttungen nur ein paar abgeflachte Erhebungen an der Westseite erhalten. Ein geübtes Auge braucht man auch, um die einen Kilometer weiter westlich gelegenen halbkreisförmigen Ringwälle einer zweiten Anlage erkennen zu können. Diese Festung war nur auf der Landseite geschlossen. Zum Wasser hin bot der fast lotrecht abfallende "Prallhang" einen sicheren Schutz. Offensichtlich ist die Burg denn auch niemals eingenommen worden. Aber auch hier stehen die Quellen der Überlieferung auf unsicherem Grund.

Die Wissenschaft legt sich ja noch nicht einmal fest, was den Namen betrifft. Denn wenn auch vieles darauf hindeutet, dass es sich bei den Burgen um den einstmals mächtigen Handelsort "Liuchta" handelt, so hat man den Wallanlagen doch erst einmal Arbeits-Namen gegeben. Während die vordere, unmittelbar am Steilufer gelegene Burg bei den Historikern als "Stöfs 1" bezeichnet wird, nennt man die weiter waldeinwärts gelegene Ring-Wallanlage "Stöfs II". Als Fluchtburg scheint sie ohnehin nur in Kriegszeiten genutzt worden zu sein. Wie viele Menschen in den unruhigen Zeiten hier gelebt haben, ist allerdings nicht nachweisbar.

Phantasie und Wirklichkeit? Die Historiker glauben nur das Beweisbare. Das westlich an den Wall anschließende Gräberfeld weist eindeutig auf slawische Bewohner hin. Dass die "Alte Burg" zeitweilig auch eine Wikingersiedlung war, bleibt vorerst Spekulation. Zwei reiche Silberfunde mit Münzen aus Haithabu deuten darauf hin. Schlüssige Beweise jedoch, dass die furchtlosen Wikinger mit ihren Drachenschiffen wirklich vor der "Alten Burg" geankerten haben, sind bisher nicht erbracht.

Eine Sagengestalt wird wohl auch die "Schwatte Greet" bleiben, die als Königin Margarethe von 1353 bis 1412 in Dänemark regiert hat. Mit einer schlagkräftigen Flotte hat sie die Ostsee beherrscht. In Flensburg ist sie nach einem unruhigen Leben an der Pest gestorben. Doch hat sie auch in Lippe, wie sich die Menschen seit Jahrhunderten erzählen, einen Unterschlupf gehabt? Von hier aus sei sie zu Raubüberfällen auf die umliegenden Ritterburgen ausgeritten. Ihrem Pferd habe sie die Hufe vorher verkehrt herum anschlagen lassen, um so die Verfolger in die Irre zu führen. Der Eichenpfahl, an dem der Überlieferung nach ihr Pferd angebunden war, hat noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg am Strand gestanden. Dann hat man ihn in dem kalten Nachkriegswinter verheizt.

Legenden ranken sich auch um Klaus Störtebeker, dem ein Unterschlupf an der Niedermühle nachgesagt wird. In Lütjenburg auf dem Markt, so erzählt man sich, habe er zusammen mit seinen Vitalienbrüdern die erbeuteten Waren verkauft. Und manchem armen Mann auch einmal aus seiner Not geholfen. "Es leuchtet die Fahne so blutrot wie das Meer" – wer über das Wasser des Großen Binnensees nach Haßberg hinübersieht, kann sich Klaus Störtebeker vorstellen. Zechend, grölend und immer bereit, das Schiff eines reichen Kaufmanns zu kapern. Allerdings greifen wir mit Klaus Störtebeker der Zeit voraus. Denn erst musste die Frage entschieden werden, ob der heidnische Gott Prove oder der Gott der Christen Sieger bleiben sollte im Land. In einem Kampf, der über 300 Jahre mit Feuer und Schwert geführt worden ist.

Anders nämlich als in den südlicher gelegenen Regionen wie Hessen, Franken oder Bayern, wo sich das Christentum schon im 5. Jahrhundert durchzusetzen begann, hat sich der heidnische Glaube in Schleswig-Holstein noch lange gehalten. Zwar hatte Karl der Große seine Missionare schon früh in den Norden entsandt und sich zeitweilig sogar mit den heidnischen Wenden gegen die heidnischen Sachsen verbündet. Frieden aber kehrte in "Nordalbingien" nicht ein. Denn immer wieder kam es zu Aufständen, Morden und wilden Metzeleien.

In Bosau am Plöner See, nur 35 Kilometer von Hohwacht entfernt, hat der Pfarrer Helmold mit spitzer Feder eine Chronik verfasst, in der er die blutigen Kämpfe schildert, die zwischen den "Waldeseln", wie er die christlichen Ritter nannte, und den von ihm als "wilde Bestien" bezeichneten heidnischen Wenden stattgefunden haben. Dabei hat er durchaus Stellung bezogen für die Streiter Gottes und bisweilen Dichtung und Wahrheit nicht ganz sauber voneinander getrennt. Dennoch gilt seine "Slawenchronik" heute als eine der wichtigsten Quellen der Geschichtsforschung. Und vieles, was man über Ostholstein weiß, wäre ohne ihn im Dunkel der Vergangenheit versunken.

In den Schriften Helmolds, aber auch im Werk des dänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus, liest man Einzelheiten über eine Schlacht, die zwischen dem 5. und 7. August 1113 am Großen Binnensee stattgefunden haben soll. Und in der sich die Dänen und die Wenden in einem erbitterten Erbstreit gegenüberstanden. Doch wie es so ist mit dem Kriegsglück: Obwohl sich die Dänen mit 3000 Mann bei Sehlendorf und Haßberg verschanzt hatten, misslang der Angriff auf die slawische Festung. Und auch ein zweiter Versuch schlug fehl. Zu gut geschützt war die Burg durch den steil abfallenden Prallhang, als dass sie einzunehmen war. Und als schließlich auch noch ein Reitertrupp ausblieb, der von Land her die Burg angreifen sollte, musste König Niels schwer geschwächt den Rückzug antreten. Viele Dänen ertranken bei dem Versuch, die rettenden Schiffe zu erreichen. Und laut hallte das Wehklagen über den See.

Für die Wenden war allerdings auch dieser Sieg nur ein vorübergehender Triumph. Denn auf Dauer konnte niemand die Entwicklung aufhalten. Zunehmend verloren die Slawen an Macht. Und bald waren die Schauenburger Grafen, die vom Kaiser mit dem heutigen Holstein belehnt worden waren, die Herren im Lande. Krachend stürzten die letzten Götzenbilder vom Sockel. Für immer hatte der Christengott über die heidnischen Götter gesiegt. Die nahezu völlige Vernichtung der wendischen Slawen gelang dann dem aus Lüneburg stammenden Heinrich von Badewide, der als Interimsherrscher im Winter 1138 im Land einfiel. Mit unvorstellbarer Härte wütete er in der Umgebung von Plön, Malente und Lütjenburg, tötete nahezu alle heidnischen Bewohner und verwandelte das Land in eine "blutgetränkte Wüste". Und wenn sich auch ein Teil der Bevölkerung retten konnte und gerade das Hinterland der Hohwachter Bucht ein slawischer Rückzugsraum blieb, so hat der Feldzug Heinrichs doch die Herrschaft der Wenden in Wagrien für immer beendet. Neue Siedler wurden angeworben. Und bald rollten die Planwagen aus den damals überfüllten Gebieten auf den Norden zu. Aus Flandern kamen sie und aus den Niederlanden, aus Westfalen und Friesland, aber auch von der mageren Geest. Einem "Locator" folgend, der jedem Neusiedler ein Stück Land zwischen zwei und vier Hufen zuteilte und dafür Sorge trug, dass in der Nähe eine Ritterburg zum Schutz der Bauern errichtet wurde.

Auch im Hinterland des Großen Binnensees siedelten sich bald die ersten Ackerbürger an. Als Platz für eine neue Stadt wurde allerdings nicht die Region an der Alten Burg gewählt, sondern das Gebiet, auf dem das heutige Lütjenburg liegt. Als 1156 der Bau einer Kirche begonnen wurde, war ein gänzlich neues Zeitalter angebrochen.

KAPITEL 9

*"Das Bad Haßberg ist das kräftigste Ostseebad an der holsteinischen Küste"
(Reiseführer aus dem Jahre 1855)*

Als der Schulmeister noch Kurdirektor war - Haßbergs Weg vom Badeort zum Bauerndorf

Mit Postkutschen rollten die ersten Badegäste an. Und erschöpft kletterten sie aus den wenig gefederten Wagen. Doch ihr Weg führte sie nicht nach Hohwacht – die ersten Bade-Enthusiasten stiegen in Haßberg ab, einem Kurort mit hervorragendem Ruf: "Das Bad Haßberg ist das kräftigste Ostseebad an der holsteinischen Küste, da hier fast beständig infolge der gegenüberliegenden Einmündung des Großen Beltes eine Strömung vorhanden ist. Die außerordentlich schöne Umgebung des Binnensees und der weitläufige Park des nahen Gutes Neudorf verleihen diesem Bade vor anderen anerkannte Vorzüge", liest man in einem Reisebericht aus dem Jahre 1855. Eine mit Blattgold belegte Mokkatasse im Kreismuseum Plön, auf der das idyllische "Bad Haßberg" abgebildet ist, zeigt ebenfalls die Beliebtheit des Ortes.

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts machte Haßberg eine erstaunliche Entwicklung durch. Dem allgemeinen Zeitgeist folgend hatten die Neudorfer Gutsherren in dem kleinen Dorf am Binnensee ein langgestrecktes Logierhaus erbaut, das man nicht ohne Selbstbewusstsein "Kurhaus" nannte. An Gästen fehlte es nicht. Überall drängten die Städter in die freie Natur. Schließlich war das Schwimmen in natürlichen Gewässern von den Ärzten ebenso empfohlen worden wie der Aufenthalt in einer Luft, die noch frei war von den Ausdünstungen der Stadt. Haßberg war ein Sommerfrischenort wie aus dem Bilderbuch. Neben einer außerordentlich reizvollen Umgebung hatte man das ruhige Gewässer des "Großen Binnensees" zu bieten, dazu einen Strand, der ideal war für das tägliche Bad. Nur eine Viertelstunde vom "Kurhaus" entfernt, auf dem Gelände des Gutes Waterneverstorf, wurde eine Badestelle angelegt, und selbst ein paar Badekarren standen am sandigen Ufer. Ganz Mutige fuhren auch an die offene See, doch da das Schwimmen in den Wellen damals noch als zu gewagt galt, wurde es von der Mehrheit als unzumutbar abgelehnt. Pächter des Logierhauses war im übrigen der Schulmeister des Dorfes, der das Problem der Doppelbelastung durch Lehr- und Kurbetrieb genial löste. Er stellte einfach einen Gehilfen ein, der die Unterrichtspflichten während der Sommermonate übernahm.

Was das gesellige Leben betraf, so mussten sich die Gäste allerdings mit den landschaftlichen Reizen Haßbergs begnügen. Zerstreuungen gab es kaum. Lediglich zwei Wirtshäuser sorgten für ein wenig Abwechslung. Die Attraktion Haßbergs war zweifellos der Tempelberg, von dem aus man den Blick weit über den See und die angrenzenden Wiesen schweifen lassen konnte.

Seinen Namen verdankte der Hügel, der eigentlich "der Hartberch" hieß, einem kleinen Lusttempel, der bei der Anlage des Landschaftsparkes Neudorf entstanden war. Durch einen besonderen Vertrag wurde das malerische Teehaus, das den klingenden Namen "Panorama" trug, für jeweils ein Jahr an die Lehrersleute verpachtet. Und zwar mit Inventar, bestehend aus einem grünen Sofa und sechs Stühlen, wie im Gutsarchiv nachzulesen ist. Auch bei regnerischem Wetter konnte man also im "Panorama" sitzen und sich an der Natur rundum erfreuen.

Dass trotz des guten Starts dem Badeleben in Haßberg keine Zukunft beschieden war, mag von manchem begeisterten Gast bedauert worden sein. Nach dem Aufkommen mondäner Orte florierte das einst begehrte Bad nicht mehr. Und da der Kurbetrieb zudem von den damaligen Gutsherren in Neudorf als äußerst störend empfunden wurde, war es bald vorbei mit dem Glanz. Das Kurhaus wurde abgerissen und an der gleichen Stelle ein Wohnhaus gebaut. Auch das "Panorama" hat die Zeiten nicht überdauert. Nach dem Krieg ist das verfallene kleine Lusthaus abgebrochen worden. Und nur im Namen "Tempelberg" hat sich etwas vom früheren Charakter des Hügels am See erhalten. Ein romantischer Spazierweg führt noch heute auf den Tempelberg hinauf. Den Ausblick von einst kann man allerdings nur noch erahnen, da die Kuppe des Hügels inzwischen bewaldet ist.

Deutlichere Spuren hat ein Gebäude hinterlassen, das zu Füßen des Tempelberges liegt. Das ehemalige Schulhaus, das heute privat bewohnt wird, war jahrzehntelang das Ziel aller Jungen und Mädchen, die sommers wie winters aus Schmiedendorf, Neudorf, Haßberg und Hohwacht hier zum täglichen Unterricht zusammenkamen. Ihre größte Zeit hatte die Schule nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie geradezu überquoll. „120 Kinder wurden damals von einer 65jährigen Lehrerin unterrichtet. Und viele brachten auch noch ihre Hunde mit," erinnert sich einer der ehemaligen Schüler, der dennoch mit einer gewissen Wehmut an die bullernden Öfen im Winter denkt und an das Bad im See, das im Sommer auf den Unterricht folgte.

Haßberg heute? Viele Gäste zieht es Jahr für Jahr in das gemütliche Dorf, in dem es noch Bauernhöfe gibt mit Gänsen und Kühen und in dem die Ruhe des Sees nur vom Kreischen der Möwen gestört wird. Und wenn man dann an einem Sommerabend am Wasser entlang zum Tempelberg hinaufgeht, dann kann man sich vielleicht auch die Zeiten vorstellen, in denen man hier noch im Krinolinenrock und mit dem Strohhut auf dem Kopf entlang schritt.

KAPITEL 10

"Das östliche Holstein ist reich an landschaftlichen Reizen. Von besonderer Schönheit ist der Weg von Schmiedendorf nach Neudorf und weiter Tiber Haßberg nach Hohwacht"

(Ingo Bubert in seinem Buch "Gutshöfe, Herrenhäuser und Schlösser im örtlichen Holstein")

Entlang der alten Eichenallee - Schmiedendorf und Neudorf mit ihrer gemeinsamen Vergangenheit

Schmiedendorf

Schmiedendorf versteckt sich in seinen Gärten. Und fast übersieht man es, wenn man auf der großen Straße von Kiel aus kommend nach Hohwacht abbiegt. Dabei war Schmiedendorf im Mittelalter ein wichtiger Ort für die gesamte Region: Die erste Ritterburg wurde hier errichtet. Und Graf Adolf II. selbst hat das Geschlecht derer von Smedingesthorpe mit dem gleichnamigen Dorf belehnt. Neudorf scheint damals nichts weiter als ein Hufendorf gewesen zu sein. Und erst nach dem Aussterben der Herren von Smedingesthorpe wurde es dann als "neues Dorf" zum Adelssitz ausgebaut. Schmiedendorf fiel in die Rolle eines Pachtorfes zurück, und schon bald hatten die Leute vergessen, dass hier einmal ein Adelshof gestanden hat. Das Erbe jener Zeit allerdings lebt im Ortsnamen weiter. Aus dem auf den Geschlechternamen zurückgehenden Smedingesthorpe hat sich im Laufe der Zeit

Schmiedendorf herausgebildet. Dass Nomen allerdings auch Omen war, zeigte sich bald: Durch Jahrhunderte hindurch hat der Schmied des Gutes Neudorf hier seinen Sitz gehabt. Und auch für das nahe Helmstorf hat er die Reparaturen ebenso wie den Hufbeschlag erledigt.

Um 1900 war es der Schmied Gudegast, der die kargen Einnahmen durch einen Nebenverdienst aufzubessern verstand. Da für Schmiedendorf schon lange die Kruggerechtigkeit bestand, richtete er in einem Nebengebäude eine kleine Schankwirtschaft ein. Die Kunden kehrten schließlich ganz automatisch bei ihm ein, da jeder, der ein Pferd beschlagen ließ, die Wartezeit gern mit dem einen oder anderen Köm verkürzte. Profitieren konnte der "Schmiedekrug", wie die Schänke bald hieß, auch vom Viehmarkt in Lütjenburg. Insbesondere die Fehmarnern Bauern, deren Rückweg genau an der Gaststätte vorbeiführte, kehrten mit Vorliebe hier ein. Und mancher soll in dem dämmerigen Schankraum dann auch schon mal "een bit twee Köh versopen haben". Heute gibt es die Schmiede nicht mehr. Das Hotel, das aus der Schankwirtschaft hervorgegangen ist, trägt allerdings immer noch den Namen "Zur alten Schmiede". Als beliebtes Ausflugsziel wird es weiterhin gern besucht (seit 2009 „Forellenhof“).

Neudorf

"Das Gut Neudorf, von Wald und Wasser umgrenzt und durchzogen, ist in landschaftlicher Beziehung eine der schönsten Besitzungen im östlichen Holstein", heißt es in einem Reisehandbuch, das um die Jahrhundertwende viel benutzt wurde. Immer war das adelige Gut, das 1523 erstmals urkundlich erwähnt wird, ja wegen seiner landschaftlichen Lage gerühmt. Und in einem Erbstreit sollen sogar einmal zwei Buchwaldts um den Besitz gewürfelt haben, da keiner Helmstorf, jeder aber Neudorf besitzen wollte.

Seit 1761 sind die Buchwaldts nun schon auf Neudorf ansässig. Die heute so reizvoll erscheinende Form erhielt das zwischen Lütjenburg und Hohwacht gelegene Gut unter Detlev von Buchwaldt (gest. 1836), der hier, angeregt von der englischen Gartenarchitektur, einen Park im Stile einer "ornamented farm" anlegen ließ. Natur und Gartenkunst sollten so miteinander verbunden sein, dass man die menschliche Hand hinter der vollkommen natürlich erscheinenden Landschaft gar nicht bemerkte. Und auch der landwirtschaftlichen Nutzung sollte ein angemessener Raum vorbehalten sein. Wer Neudorf kennt, der weiß, wie ideal die Voraussetzungen für eine solche Gartenanlage in diesem langgestreckten Areal zwischen Lütjenburg und Hohwacht waren. Mit Senken und Hügeln, altem Baumbestand und der Vielfalt der reizvollen Ausblicke war das wellige Land schon von Natur aus ein Park. Und der verfeinerte Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts, kombiniert mit gärtnerischer Arbeit, vollendete dann das Werk. Die Krönung bildeten schließlich fünf kleine Gartentempel, von denen aus man bei einer Tasse Tee den Rundblick genießen konnte. Namen wie "Zum Stelldichein im Vogelsang" zeigen, wie sehr die Natur zum Schwärmen angeregt hat. Leider hat man drei der Pavillons abgerissen, nur zwei haben die Zeiten überdauert. Als bedeutendes Erbe der von Buchwaldtschen Gartenlust gilt darüber hinaus die Eichenallee, die auf einer Länge von 3,2 Kilometern von Schmiedendorf aus auf Haßberg zuführt. Aber was heißt hier Allee. Das ist beileibe keine jener mit dem Lineal gezogenen Baumstraßen, wie Napoleon sie pflanzen ließ. Eher ähnelt sie einem mäandrierenden Fluss, wenn sie sich spielerisch ihren Weg durch das Land sucht. Sie in vielen Windungen um ein Hügelgrab herumschlingt, in Kurven zum See hinunter läuft, ehe sie schließlich vor dem Dorf Haßberg langsam ausschwingt.

Wenig bedeutet allerdings das offizielle Entstehungsdatum. Denn als die Allee im Jahre 1821 angelegt wurde, da müssen einige Bäume schon ein beachtliches Alter gehabt haben. Die ältesten Eichen sind mehr als 350 Jahre alt. Mit einem Durchmesser von mehreren Metern

wirken sie geradezu erdrückend in ihrer Wucht. Und erinnern vor allem bei Vollmond an Bilder von Caspar David Friedrich. Dass aber auch diese Straße – so einzigartig sie ist – in den 50er Jahren verschwinden sollte, erscheint uns heute unvorstellbar. In einer Zeit, in der man überall die Alleen beseitigte, weil das Auto die Vorherrschaft übernahm, sollten viele der jahrhundertealten Eichen gefällt werden. Und nur dem engagierten Eintreten des Neudorfer Gutsherren war es zu verdanken, dass die Allee erhalten blieb. Für einen Radweg, der den Behörden das Alibi für die Straßenverbreiterung liefern sollte, hatte er schweren Herzens Ackerland zur Verfügung gestellt. Heute stehen die Bäume auf sicherem Grund. Als eine der letzten Eichenalleen des Landes ist die Straße in ihrer Gesamtheit unter Naturschutz gestellt worden.

Bis in die 60er Jahre hinein war Neudorf im Übrigen noch das, was man sich unter einem klassischen Holsteiner Gutshof vorstellt. 250 Rinder und ebenso viele Schweine standen in den Ställen. Es gab einen großen Obstgarten, und das Gemüse wurde in einer kleinen Gärtnerei angebaut. Bis zum Zweiten Weltkrieg war der Inspektor von Neudorf gleichzeitig der Bürgermeister der Gemeinde, und in seinem Haus auf dem Gutsgelände war auch das Gemeindebüro untergebracht. Trotz des beginnenden Fremdenverkehrs waren die Verkehrsverbindungen schlecht, und die "chaussierte Straße", die von Schmiedendorf aus nach Hohwacht führte, war so staubig, dass die Anwohner zur Selbsthilfe griffen. Mit großen Gießkannen pflegten sie an heißen Sommertagen die Straße zu sprengen, damit der Staub ihnen nicht auf den Kaffeetisch gewirbelt kam.

Ein unvergleichliches Bild bot sich im Frühling, wenn das Jungvieh unter der Mithilfe aller Gutsangestellten auf die Salzwiesen hinter Haßberg getrieben wurde. Es dauerte Stunden, bis die Herde brüllend und schiebend schließlich auf den Weiden am Binnensee angekommen war. Anfang der 70er Jahre war es mit dem Viehaustrieb vorbei. Auf einen Schlag wurden alle Schweine und Kühe verkauft, da ihre Haltung zu personalintensiv geworden war. Und Mähdrescher beherrschten fortan das Bild. Eine Veränderung gab es auch im Leben des Gutes. Manche der früheren Angestellten zogen davon, andere aber wohnen noch heute als überzeugte Neudorfer hier. Denn wenn das Gemeindebüro auch lange schon in Hohwacht seinen Platz hat, so stellt der Gutshof mit seinen 35 Bewohnern doch immer noch ein kleines Gemeinwesen dar. Und da lässt man es sich auch nicht nehmen, dass das Erntefest von allen gemeinsam gefeiert wird.

Kapitel 11

"Wem es in der Holsteinischen Schweiz bereits zu belebt ist; der findet in den Buchenwäldern in Lütjenburgs Umland stille, einsame und entdeckungsreiche Wege"
(Gerhard Eckerz, Schriftsteller)

Wo die Kraniche ziehen - Die Naturschutzgebiete rund um Hohwacht

Hohwacht ist eines der wenigen Seebäder, die alle für die Ostseeküste charakteristischen Uferzonen aufweisen. Dominierend ist zwar die Steilküste mit ihrem reichen Buchen- und Eichenbestand, den fast lotrecht abfallenden Hängen und den ockerfarbenen Kliffwänden, in denen die Uferschwalben nisten. Im Niemandsland zwischen See und Land findet man aber im Anschluss an die Dünenketten und die mit Strandhafer bewachsenen Uferwälle auch noch

ausgedehnte Salzwiesen, von denen es im gesamten Schleswig-Holstein nur noch wenige gibt. Auf Wald muss man in Hohwacht ebenfalls nicht verzichten. Wie ein Ring umgeben die Wälder Kreuzkamp, Buchholz und Großes Holz den Ort. Und die Bäume reichen so dicht an die Häuser heran, dass nur ein paar hundert Meter vom Kurzentrum entfernt Reiher in ihren Horsten nisten.

Natur und Tourismus also in trauter Einmütigkeit? Der Konflikt schwelt überall an der Küste. Und macht auch vor Hohwacht nicht halt. Denn natürlich bedeutet der Schutz der Natur häufig ein Ausgrenzen – oder zumindest doch ein Zurückdrängen – des Menschen. Und das wird von den Urlaubern nur dann akzeptiert, wenn sie wissen, warum es geschieht.

Als ein allseits beliebter "Naturkundeunterricht vor Ort" haben sich die vogelkundlichen Wanderungen erwiesen, die in regelmäßigen Abständen während der Sommermonate durchgeführt werden. Aber auch die Aufklärungstafeln, die an vielen neuralgischen Punkten aufgestellt sind, stoßen auf große Resonanz. Ein Naturlehrpfad im Kreuzkamp zeigt auf, wie sehr der Wald auf ökologische Vernetzungen angewiesen ist. Der direkte Blick in eine weitgehend intakte Natur ist sicherlich die beste Möglichkeit, Umweltbewusstsein zu wecken. Drei große Naturschutzgebiete grenzen direkt an Hohwacht an. Und alle machen Erlebnisse möglich, die es in dieser Form kaum noch irgendwo gibt.

Das Naturschutzgebiet "Sehendorfer Binnensee"

Es ist noch nicht allzu lange her, dass eine einzige Familie die Rechte für den Fischfang auf dem Sehendorfer Binnensee besaß. Das Haus, in dem die Fischersleute etwas abseits von Hohwacht lebten, steht zwar noch. Der See aber ist heute wieder ein wild umkreisertes Naturreservat geworden, in dem den Wasservögeln die Rechte auf Fisch und Fang zurückgegeben sind. Als der letzte Strandsee, den es im Land der Meeresküsten noch gibt, hat er sogar so etwas wie eine SOS-Funktion übernommen. Denn anders als die meisten hinter der Küste gelegenen Gewässer ist dieser Binnensee niemals abgedeicht worden. Bis heute findet über einen natürlichen Zufluss ein ständiger Austausch zwischen Salz- und Süßwasser statt. Und vor allem bei Sturmfluten oder stark auflandigen Winden wird so viel Salzwasser in den Sehendorfer Binnensee gedrückt, dass sich der Charakter dieses Gewässers nicht verändert. Auch die angrenzenden Wiesen profitieren vom Ausflug des Meeres aufs Land: Da sie bei Überflutungen so reichlich mit dem Natriumchlorid des Meerwassers gedüngt werden, breitet sich hier eine spezielle Vegetation aus. An den Ufern wächst noch die seltene Salzmalve, die es in Schleswig-Holstein nur noch an vier weiteren Standorten gibt.

Wie vielfältig die Vogelwelt ist, die sich hier angesiedelt hat, kann jeder erleben, der sich Zeit für einen Spaziergang nimmt. Ein Wanderweg zwischen Ostsee-Ufer und Sehendorfer Binnensee führt auf eine Beobachtungsplattform, von der aus man die feuchten Wiesen und die weiten Wasserflächen überblicken kann. Wer am Abend kommt oder auch einmal am frühen Morgen, der entdeckt ein "verlorenes Paradies". Denn was da schreit und kreischt, mit Flügeln schlägt und wild durcheinander flattert, scheint einer uralten Ordnung zu gehorchen. Wie eine Botschaft aus einer anderen Welt klingt auch der krächzende Ruf eines Reiher herüber, der sich am dichten Schilfgürtel niedergelassen hat. 34 Vogelarten brüten am See oder auf den an grenzenden Salzwiesen, und 12 von ihnen gelten als bedroht, wie Mittelsäger, Gänsesäger, Rotschenkel, Alpenstrandläufer, Flußseeschwalbe oder Zwergseeschwalbe. Geradezu "ausgebucht" ist der See in den Zeiten der Vogelzüge. Mehr als 90 Arten rasten dann am Ufer. Und es ist keine Seltenheit, dass hundert Graugänse gleichzeitig auf den feuchten Wiesen niedergehen.

Das Naturschutzgebiet "Kleiner Binnensee"

Bis zum Jahre 1878 hatte auch der "Kleine Binnensee", der zwischen Hohwacht und Behrendorf liegt, noch eine direkte Verbindung zur Ostsee. Die schwere Sturmflut von 1872, die an der Ostseeküste zahlreiche Dörfer zerstört und mehr als hundert Menschenleben gefordert hat, zog auch in Hohwacht einschneidende Maßnahmen nach sich.

Zwischen Behrendorf und Hohwacht wurde ein Deich aufgeschüttet, damit die Ausflüsse des Kleinen- und des Großen Binnensees gegen die Ostsee hin abgeschottet waren. Anfangs fand zwar noch ein geringer Austausch zwischen Süß- und Salzwasser statt. Mit den Deichbaumaßnahmen im Jahre 1963 wurden diese Durchbrüche dann aber endgültig abriegelt. Die Natur musste andere Wege gehen.

Und es dauerte Jahrzehnte, ehe sich auf der "Behrendorfer Weide", dem Grasland zwischen dem Leuchtturm und dem Hafenort Lippe, eine spezielle Vegetation angesiedelt hatte. Ein botanisch einheitliches Bild liefern die Wiesen auch heute nicht. Und Restflächen der Salzwiesen wechseln ab mit flachen Teichen und morastigen Sümpfen. Auf den höher gelegenen Wiesenstücken hat sich eine typische Moor-Vegetation angesiedelt. Hier wächst auch das seltene Wollgras, das Hermann Löns mit einer am Himmel treibenden Sommerwolke verglichen hat. Ein besonders eindrucksvolles Bild bietet das Naturschutzgebiet nach langen Regenfällen. Mit ineinander übergehenden kleinen und großen Teichen verwandelt es sich dann in ein spiegelndes Wasserland. Wer Glück hat, kann sogar Kormorane im seichten Wasser stehen sehen.

Das Naturschutzgebiet "Kronswarder und südöstlicher Teil des Großen Binnensees"

Schon immer hießen sie "die Salzwiesen". Denn in regelmäßigen Abständen wurden die Weiden zwischen Hohwacht und Haßberg von der Ostsee überspült. Erst seit der Jahrhundertwende konnten sie durch regelmäßiges Abpumpen leidlich trockengehalten werden. Vom Frühjahr bis zum Herbst weidete hier fortan das Vieh. Wie in allen sumpfigen Gegenden war allerdings die Mückenplage groß.

Als drittes Naturschutzgebiet sind die Salzwiesen, die seit 1987 landwirtschaftlich nicht mehr genutzt werden, vom "Minister für Ernährung, Landwirtschaft, Forsten und Fischerei" unter Schutz gestellt worden. Zusammen mit dem südöstlichen Zipfel des Großen Binnensees und einem Teil der Kossaumündung dient das wasserüberflutete Areal heute vielen Pflanzen und Tieren als Rückzugsraum. Das Naturschutzgebiet "Kronswarder und südöstlicher Teil des Großen Binnensees" gehört vollständig zur Gemeinde Hohwacht. Die Stiftung Naturschutz hat die Betreuung der Flächen übernommen.

Kapitel 12

"Seen und Hügel. Wälder und Täler. Bäche. Lauben, Häuser und Pferde. Reiter und Wagen. Wenn ich nur Zeit hätte. zeichnete ich alles einzeln find zusammengesetzt. (Der Maler Philipp Otto Runge. als er 1798 die Hohwachter Bucht besuchte)

Zeugen in Stuck und Stein Kirchen, Herrenhäuser, alte Parks

Fischerdörfer – und das trifft auch auf Orte zu; die daraus hervorgegangen sind – haben es schwer, wenn es um die Auflistung kunsthistorischer Sehenswürdigkeiten geht. Mehr als ein

paar schöne alte Katen hat man meist nicht aufzuweisen. Und auch Hohwacht ergeht es da nicht besser als den meisten Badeorten entlang der Küste. Dass man dennoch mithalten kann, wenn nach bekannten Kunststätten gefragt wird, liegt an den vielen Bauwerken, die in der näheren Umgebung zu finden sind. Kirchen und Herrenhäuser sind es, die als stumme Zeugen in Stuck und Stein die Jahrhunderte überdauert haben. Dabei sind bezeichnenderweise die Kirchen weitaus älter als die Herrenhäuser. Aus schweren Steinquadern erbaut haben die "Wohnungen Gottes" die Zeiten besser überstanden als es die Häuser der Menschen vermochten.

Lütjenburg

Als das älteste Bauwerk im gesamten Umkreis gilt die Lütjenburger Kirche, deren Anfänge bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgt werden können. In seiner Funktion als Landesherr hatte Graf Adolf von Schauenburg zusammen mit dem amtierenden Bischof Gerold sogar selber den Standort für das Gotteshaus bestimmt. Im Jahre 1156 konnte mit dem Bau begonnen werden. Unklarheit herrscht bis heute darüber, wann die Kirche vollendet war. Vermutlich haben mehrere Generationen daran gebaut und dabei deutlich die neuen Stilrichtungen aufgenommen, die von Lübeck aus ins Land getragen wurden. Als typisches Beispiel der Backsteingotik wird die Kirche in der Kunstgeschichte geführt. Mit ihren wuchtigen Ziegelwänden ist sie ein Beweis dafür, wie meisterhaft man im frühen Mittelalter mit dem spröden Backstein umzugehen verstand. Von der Liebe zu starken Bildern sind die Kunstwerke geprägt, die das Innere der Michaelis-Kirche beherrschen. In deftigen Szenen wird auf einem spätgotischen Flügelaltar das Leben Christi erzählt. Eine Kanzel, die von den Bewohnern Lütjenburgs nach der überstandenen Pest gestiftet wurde, zeigt eindrucksvolle Episoden aus dem Weihnachtsevangelium. Fast klein wirken Altar und Kanzel gegenüber dem Triumphkreuz, das mächtig im Langschiff aufragt. Im Mittelalter muss es sogar einmal ein berühmtes Wallfahrtsziel gewesen sein. Denn in alten Chroniken ist nachzulesen, dass man beim "Heiligen Kreuz in Lütjenburg" einen Schilling opfern solle. Vermutlich war das Kreuz früher sogar einmal in einer eigenen Seitenkapelle untergebracht. Bis zur Reformation muss die Lütjenburger Kirche mehrere solcher Anbauten gehabt haben, die als Bethäuser für die Pilger dienten.

Wie diese Seitenräume ausgesehen haben mögen, ist an der Kapelle der Reventlows zu erkennen, die dank einer hier aufgestellten Skulptur erhalten blieb. Das von dem belgischen Bildhauer Robert Coppens im Jahre 1603 geschaffene Grabmal, auf dem die Figuren von Otto und Anna Reventlow aus Alabastergestein herausgehauen sind, ist von einer solchen Ausdrucksstärke, dass es als bedeutendes Werk der Renaissancezeit einen festen Platz in der Kunstgeschichte einnimmt.

Blekendorf

Die Kirche als Sinnbild göttlicher Macht - in Blekendorf steht man staunend vor einem Gotteshaus, das für den kleinen Ort mit seinen verstreut liegenden Bauernhöfen viel zu gewaltig erscheint. Als Entlastungskirche für Lütjenburg ist die Santa-Clara-Kirche Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Graf Adolf IV. hat sie gestiftet, nachdem er die Dänen bei Bornhöved vernichtend geschlagen hatte. Als eine der am besten erhaltenen Feldsteinkirchen in Holstein nimmt sie heute eine herausragende Stellung ein. Geradezu pedantisch scheinen die Quadersteine aufeinandergeschichtet zu sein. Und schwer nur kann man sich vorstellen, wie sie überhaupt bewegt worden sind. Jahrhundertlang war die Kirche dank ihres hochaufragenden Turmes ein Fixpunkt der gesamten Region. Vor allem die Handwerksburschen sollen sich daran orientiert haben, wenn sie auf ihren Wanderungen in

das Lütjenburger Land kamen.

Mittelalterliche Strenge umfängt den, der die Kirche betritt. Nur wenige Kunstwerke beleben den saalartigen Innenraum. Noch aus vorreformatorischer Zeit stammen Teile des Chorgestühls, das aus Eichenholz geschnitzt ist. Die in der Spätrenaissance geschaffene Kanzel gilt als die älteste im Kirchenkreis Plön. Das Maß einer Dorfkirche sprengt ganz entschieden der Barockaltar, dessen marmorne Pracht auch eines Doms würdig wäre. Früher war Blekendorf als Zentrum eines Kirchspiels ein bedeutender Ort. Am Ostgiebel der Kirche erinnert ein Kreuz daran, dass auch A.E.C. Claudius, der jüngste Sohn des Dichters Matthias Claudius, hier als Pastor gewirkt hat.

Giekau

Als "Wohnstuben" hat der Kunsthistoriker Alfred Kamphausen einmal die schleswig-holsteinischen Kirchen bezeichnet. Und auf kaum ein anderes Gotteshaus trifft dieses Bild so zu wie auf die St. Johannes-Kirche in Giekau. Auch sie gehört zu den ersten Feldsteinkirchen Ostholsteins, allerdings haben mehrere Umbauten den ursprünglichen Charakter verdrängt. Stilbestimmend wurde dabei der 1811 errichtete spätbarocke Turm, der dem Kirchenäußeren ein eher südländisches Aussehen verleiht.

"Bewohnt" erscheint die Kirche durch die hohen, fast schloßartig wirkenden Fenster, durch die das Sonnenlicht hereinfluten kann, und durch einen außergewöhnlich breiten Innenraum. Verschwenderisch die Bilderfülle des gotischen Schnitzaltars, der vermutlich der Lübecker Werkstatt des Henning von der Heide entstammt. Wie eine in Holz getriebene Bibel steht er aufgeschlagen über dem Altar. Eine Passionsgeschichte, die man durchaus dem realen Leben nachempfunden hat. Mehr als 70 Figuren drängen sich im Mittelteil um den gekreuzigten Christus herum, und alle gebärden sich so, wie es eine aufgebrachte Menschenmenge nun einmal tut. Zwei Landsknechte prügeln sich um die Kleider des Erlösers. Ein Söldner streckt Jesus die Zunge heraus. In der Sommerzeit hat man auch einmal Gelegenheit, die Giekauer Kirche außerhalb der Gottesdienstzeiten zu erleben. In regelmäßigen Abständen finden hier Konzerte statt, bei denen sich der ganze Zauber des heiteren Innenraumes dem Besucher erschließt.

Vergessen von der Zeit:

Die Herrenhäuser rund um Hohwacht

"Wäre das Leben ein Traum, was für ein Glück, ihn hier zu träumen." Der Spruch, eingemeißelt in eine Steinbank im Park des Herrenhauses Salzau, steht geradezu für das, was die meisten Besucher Schleswig-Holsteins beim Anblick eines Herrenhauses empfinden. Ein Platz für Träume, wenn sich klassizistische Fassaden im Wasser spiegeln, wenn Torhäuser wie Einfassungen eines Medaillons am Ende einer Allee auftauchen, wenn Rosen über barocke Portale und Treppenaufgänge ranken. Keine andere Gegend in Deutschland ist so reich an Herrenhäusern wie Schleswig-Holstein. Und in keiner Region unseres Landes wiederum sind sie in so großer Zahl vertreten wie im Kreis Plön. Nimmt man Hohwacht als Ausgangspunkt für Exkursionen, so finden sich 20 Gutsanlagen in einer Entfernung von weniger als 25 Kilometern. Auf Fahrraddistanz liegen die Herrenhäuser von Neudorf, Helmstorf und Waterneverstorf. Dazu Panker, das in seiner Pracht ein wenig herausfällt aus dem Gesamtbild der holsteinischen Gutsanlagen. Landresidenzen waren die Herrenhäuser ja nie. Durch die Jahrhunderte hindurch waren sie vor allem einmal der Mittelpunkt landwirtschaftlicher Großbetriebe. Und stellten so als "Kunstform auch die Lebensform dar". Doch da sich heute gerade diese Lebensform geändert hat und es auch in den Herrenhäusern kein Heer von

Zimmermädchen mehr gibt, keine pompösen Bälle und keine riesige Verwandtschaft, sind die Gebäude längst zu groß geworden. Zu teuer, zu unmodern, und nur die Tatsache, dass sie "dennoch, dennoch schön sind", wie Kurt Tucholsky einmal schrieb, lässt sie überleben. Als Fata Morgana einer Zeit, die für immer vorbei ist.

Neudorf

Wie bei den meisten Herrenhausbauten, die aus dem späten Mittelalter stammen, lässt sich auch für Neudorf ein genaues Erbauungsjahr nicht festlegen. 1523 wurde das Gut erstmals als Eigentum der Grafen von Rantzau erwähnt. Im Jahre 1642 ging es dann sogar für kurze Zeit in königlichen Besitz über. Christian IV. erwarb Neudorf, um seine Hafentpläne in Hohwacht vorantreiben zu können, reichte es allerdings bald darauf als Leben an die reichen Reventlows aus Futterkamp weiter. Von den Reventlows ist das heute noch erhaltene Haupthaus errichtet worden. Die Ziffern "1703", die als Maueranker die Westfront schmücken, stehen für das Ende der Bauzeit. 1738 zog dann fürstlicher Glanz in Neudorf ein. Als neue Gutsherrin fungierte die Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die nach dem Tod ihres Mannes das idyllische Holstein zum Witwensitz gewählt hatte. Zwei ausladende Seitenflügel gaben dem Haus bald die nötige Würde. Und ein reger Besucherverkehr verband das kleine Neudorf mit dem Eutiner und dem Plöner Schloss. Zu den Gästen der Fürstin gehörte auch die Herzogin Johanna Elisabeth von Anhalt Zerbst, deren Tochter später als Katharina die Große den russischen Thron besteigen sollte. Das Bett, in dem die junge Katharina schlief, steht noch immer im Herrenhaus. Und ohne Mühe kann man sich die Gegenwart der äußerst temperamentvollen Prinzessin im Schloss vorstellen.

1761 war es erstmals ein Buchwaldt, der als Hausherr auf Neudorf einzog. Aber erst unter Detlev von Buchwaldt (gestorben 1836) und seinem Sohn Caspar erfuhr Neudorf seine entscheidende Veränderung. Beeinflusst von den neuen aus England kommenden Ideen, die Landschaft als einen einzigen großen Garten zu betrachten, ließ Detlev von Buchwaldt das ganze Gebiet zwischen Lütjenburg und Hohwacht neu gestalten. Zwar blieben Felder und Wiesen bestehen, dazwischen aber gaben Bäume und genau platzierte Waldstücke dem Land ein parkähnliches Aussehen. In jener Zeit wurde auch die Eichenallee angelegt, die den Gutsbezirk wie ein grüner Tunnel durchzieht. Unter Caspar von Buchwaldt wurde das Herrenhaus dann großzügig umgestaltet. Der Mode entsprechend hat man es im Stile des Berliner Baumeisters Karl-Friedrich von Schinkel geglättet. Schmale Seitenflügel ersetzen fortan die ausladenden Anbauten der Herzogin. Bestimmend für die Raumwirkung im Inneren wurde die Anordnung der Salons, die alle in einen zum Wasser hin gelegenen Gartensaal mündeten. Noch heute hat man von hier aus einen einzigartigen Ausblick auf die Ostsee und den schilfgesäumten Großen Binnensee.

Helmstorf

Auch Helmstorf, ein wenig abseits an der Kossau gelegen, kann auf eine traditionsreiche Vergangenheit zurückblicken. Ein Ritter von Helmericksdorpe wird 1285 erstmals als Herr auf Helmstorf genannt. Im 14. Jahrhundert fiel das Gut dann – wie viele Besitzungen in Holstein – an die Rantzaus, die auf Grund ihres Reichtums auch die "Medici des Nordens" genannt wurden. Die Chronik des Gutes weist sie als außerordentlich gebildet aus. Während des Dreißigjährigen Krieges ging allerdings auch ihnen das Geld aus. Helmstorf wurde von dem reichen Caspar von Buchwaldt gekauft, dessen Nachfahren immer noch auf dem Gut wohnen.

Geht man heute über den Hof, so fallen die breit ausladenden Stallungen ins Auge. Bereits in

der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die große Fachwerkscheune erbaut. 1837 kam der herrschaftliche Pferdestall hinzu. Das Herrenhaus, am Abhang zur Kossau hin gelegen, stammt aus dem Jahre 1725. Im Laufe der Zeit hat es allerdings mehrere umfangreiche Umbauten erfahren.

Die Verbindung von Helmstorf zu der nahen Stadt Lütjenburg war durch alle Zeiten außerordentlich eng. Eine bereits im 14. Jahrhundert erwähnte Helmstorfer Mühle, die am Ufer der Kossau lag, verpflichtete die Lütjenburger Ackerbürger, hier ihr Getreide mahlen zu lassen. Bis zum Jahre 1867 bestand dieser Mühlenzwang, der immer wieder zu Streitigkeiten geführt hat. Erst Ende des 19. Jahrhunderts erlosch die "Mahlgerechtigkeit", und die Mühle wurde nur noch für Gutszwecke genutzt. Für eine Übergangszeit hat man dann auf dem Helmstorfer Gutsgelände ein kleines Elektrizitätswerk eingerichtet, das Lütjenburg den Ruf einbrachte, eine der ersten Städte mit nächtlicher Straßenbeleuchtung zu sein. Heute existieren Mühle und Kraftwerk schon lange nicht mehr. Auf dem ehemaligen Mühlengelände aber wird erfolgreich eine Forellenzucht betrieben.

Neben den Forellen, die auf kaum einer Speisekarte in der Hohwachter Bucht fehlen, sind es vor allem die Pferde, die den Ruhm Helmstorfs begründet haben. Auf seiner Stute Jaspis war Magnus von Buchwaldt in den 50er und 60er Jahren einer der bekanntesten Turnierreiter Deutschlands, der mehrmals an Olympischen Spielen teilgenommen hat. Auch nach seinem Tod widmet man sich auf Helmstorf den Pferden. Mit Reitbahn, Halle und einem durch einsame Felder führenden Reitwegenetz ist Helmstorf ein Mekka für alle geworden, die das höchste Glück dieser Erde nun einmal im Sattel finden.

Waterneverstorf

Keine Gutsanlage rund um Hohwacht hat sich ein so markantes Markenzeichen in die Landschaft gesetzt wie Waterneverstorf. Schon von weitem ist der Getreidesilo zu erkennen, der weiß im grünen Land aufragt. Als Saatzuchtbetrieb hat sich das Gut einen klingenden Namen gemacht.

Wie viele adelige Güter im Hinterland der Hohwachter Bucht war auch Waterneverstorf einst im Besitz der Grafen von Rantzau, von denen es dann an die Reventlows, danach an die Blomes überging. Durch Heirat kam es 1736 an die Grafen von Holstein-Holstenborg, die es 150 Jahre später – ebenfalls auf Grund einer ehelichen Verbindung – an die Waldersees weiterreichten. Diese Familie bewohnt Gut und Herrenhaus bis heute.

Wie in Helmstorf und Neudorf besticht auch in Waterneverstorf die Harmonie, in der Architektur und Landschaft miteinander verbunden sind. Bis an den Saum des Parks schwappt der Große Binnensee heran. Eine hohe Allee führt vom Herrenhaus wie ein grünes Versprechen zum Wasser hinunter. Auch unter Kunstliebhabern hat der Name Waterneverstorf einen besonderen Klang. Im Inneren des Hauses findet sich ein Stucksaal, der selbst im Land der großen Güter als außergewöhnlich gilt. Geigen zieren die Decken, und Flöten, Trommeln und Trompeten wechseln ab mit Lauten und Schalmeien. Schließlich war die Liebe der Bewohner zur Musik schon früh Passion. Und eine Zeitlang hat Waterneverstorf sogar ein eigenes Gutsorchester unterhalten.

Wer sich mit der deutschen Geschichte befasst, wird ebenfalls auf das Herrenhaus am Binnensee stoßen. Als im Jahre 1900 in China der Boxer-Aufstand begann, da war es Alfred Graf von Waldersee, der die europäische Expeditionsarmee befehligte. In Waterneverstorf hat der Generalfeldmarschall seinen Lebensabend verbracht. In der Nähe des Gutes wurde er

nach seinem Tode im Jahre 1904 beigesetzt.

Panker

Vorhang auf für Panker, das für den ganz großen Auftritt gemacht zu sein scheint. Wie ein Bühnenbild baut sich das Schloss inmitten eines Barockgartens auf, der mit Putten und gestutzten Buchsbaumhecken an die untergegangene galante Zeit denken lässt. Doch wie pompös sich Panker auch gebärdet – "ein bisschen chinesisch, ein bisschen französisch", wie einmal bissig behauptet worden ist – den Bezug zur Landwirtschaft hat man auch hier nicht verloren. Abseits von Schloss und Park liegen die Scheunen und Ställe, ohne die kein holsteinischer Gutshof vollkommen wäre. Heute werden hier die Nachkommen der aus Ostpreußen stammenden Trakehner gezüchtet.

Vermutlich ist Panker bereits in der Wendenzeit als slawischer Herrnsitz gegründet worden. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde dann das Herrenhaus mit seinen von Türmen gekrönten Seitenflügeln erbaut. Berühmtheit erlangte Panker im Jahre 1740, als es von der Geliebten des schwedischen Königs Karl XII. für sich und ihre Kinder erworben wurde. Die neue Besitzerin, die schöne Gräfin Taube, scheint allerdings kaum im Schloss gewohnt zu haben. Erst ihr ältester Sohn zog als Fürst von Hessenstein auf Panker ein. Bis zu seinem Tode muss der als äußerst leutselig beschriebene Schlossherr dem Gutsbesitz vorgestanden haben. Noch heute erzählt man sich Geschichten von dem skurrilen alten Herrn, der sich allen Normen widersetzte. Und der seinem Reitknecht eine Schankwirtschaft mit der einzigen Auflage hinterließ, seinem Pferd das Gnadenbrot bis zum Tod zu gewähren. Aus dem Gasthaus ist ein Hotel geworden, das in Erinnerung an die fürstliche Stute den Namen "Ole Liese" trägt. Um die Jahrhundertwende wurde Panker als Zentrum eines vielfältigen gesellschaftlichen Lebens stark frequentiert. Von den Landgrafen von Hessen als Sommerresidenz genutzt, beherbergte es zeitweilig auch königliche Gäste. Vierspännig pflegte man vom Lütjenburger Bahnhof zum Schloss in Panker zu fahren. Oder sich in einem kleinen Corso zum Hessenstein zu begeben, wo ein Aussichtsturm auf dem Pielsberg erbaut worden war. Den Ausblick auf das weite Land wollte man schließlich keinem Besucher vorenthalten.

Seit 1927 ist Panker eine Stiftung und als solche der Bevölkerung begrenzt zugänglich. Nur das Schloss wird weiterhin privat von dem Landgrafen von Hessen bewohnt.

KAPITEL 13

*"Un in Lüttenborg nokt se Könz
Un to Bed gabt se Klack söh'n
Und Klock fiv stobt se wedder op
Und dat Rathzu fallt eeru op n Kopp"
(Spottlied der Handwerksbarschen, die Ende des 19. Jahrhunderts Lütjenburg besuchten.)*

Im Mittelpunkt stand immer der Markt –, Die Stadt Lütjenburg von den Anfängen bis heute

Am Anfang der Geschichte der Stadt Lütjenburg steht ein kluger Kauf. Mit viel List mussten die Lütjenburger Bauern dem Domkapitel von Lübeck erst einmal ein Dorf – am heutigen Amakermarkt gelegen – ab-handeln, ehe die Siedlung groß genug war für die Gründung einer

Stadt. Am 2. Juli 1275 wurden sie für den Handel belohnt. Graf Gerhard I. reiste mit seinem Gefolge an. Und noch am selben Tag gab ein Lüneburger Anwalt im Namen des Landesherrn die Gründungsstatuten bekannt. Wichtig war dabei die Erteilung der Marktgerechtigkeit, denn mit ihr stand und fiel im Mittelalter nun einmal der Wohlstand einer Stadt. Vier Tage im Jahr, beginnend mit dem Fest des Heiligen Michael, durfte fortan der Herbstmarkt abgehalten werden. Und als schlimmer Frevel galt es, gegen die festgelegte Ordnung beim "Michaelismarkt" zu verstoßen. Dank des regen Handels wuchs Lütjenburg schnell zu einem bedeutenden Handels-Zentrum heran. Von weither kamen die Kaufleute, um in der Stadt ihre Geschäfte zu machen.

Vor allem Lübeck erwies sich als wichtiger Handelspartner. Und bald schon unterhielten lübsche Kaufleute eigene Kontore in der Stadt. Schwerbeladen fuhren die Koggen in die Hohwachter Bucht ein, und kleinere Schiffe segelten über die Kossau bis an die Niedermühle heran. Der Handel bescherte Lütjenburg im Hochmittelalter seine glanzvollste Periode. Und noch heute kündet die in dieser Zeit erbaute Kirche vom Reichtum der mit der Hanse verbundenen Stadt.

1350 fiel dann ein Feind im Lande ein, der alles zunichtemachen sollte, was aufgebaut worden war. Die Pest begann zu wüten, und immer mehr Menschen wurden von der tödlichen Seuche dahingerafft. Angst und Misstrauen herrschten unter den Bürgern, die Pestkarren rollten durch die Straßen, und nur die Priester wagten sich noch in die Sterbehäuser hinein. Als die Todeswelle verebte, war Lütjenburg nahezu verwaist. Und auch vor der Stadt sah es nicht anders aus. Ganze Dörfer lagen menschenleer im verwüsteten Land. Ein zeitgenössischer Bericht fasst das Grauen zusammen in dem Satz: "Wald wächst dort, wo früher der Pflug ging."

Einen Sieger sollte es dennoch geben in dieser düsteren Zeit: Die Gutsherren, die bisher gezwungen waren, ihre Handelsgeschäfte über Lütjenburg abzuwickeln, befreiten sich von der Vorherrschaft der Stadt. Und bald schon hatten sie ihre eigenen Handelsverbindungen geknüpft. Auch sonst profitierten die einstigen Ritter von der Situation im Land: Zahlreiche Felder und Wiesen, die nach dem Pest-Tod der Bauern verödet waren, konnten ihrem Besitz zugeschlagen werden. Und schlimmer noch: Manches Dorf, das einem zusammenhängenden Felder-Areal im Wege stand, wurde ohne Nachsicht niedergelegt. Die Folge war bald eine gänzlich veränderte Infrastruktur. Ausgedehnte Ländereien traten an die Stelle der einstigen Dörfervielfalt. Die Gutslandschaft entstand. Fatal war auch das Schicksal der Bauern. Mehr und mehr verloren sie an Eigenständigkeit und wurden schließlich ganz ihrer Freiheit beraubt. Als im 16. Jahrhundert die Leibeigenschaft festgeschrieben wurde, waren sie "mit Hals und Hand" den Gutsherren untertan.

Wie mächtig damals einzelne Adelige waren, erlebte Lütjenburg bitter wie kaum eine andere Stadt. 1537 wurde es vom König an die reichen Rantzaus auf Neuhaus verpfändet. Und hohe Abgaben lasteten zusammen mit der Schmach, keine freie Stadt mehr zu sein, auf den Bürgern.

Doch wenn Lütjenburg unter den neuen Verhältnissen auch ächzte und stöhnte: Das Handwerkertum bescherte der Stadt einen neuen Aufschwung. Schuster, Schmiede, Zimmerer, Schneider, Maurer und Schlachter siedelten sich rund um die Kirche an. Besonders gut lief bald das Geschäft der Bäcker, die sich auf der Suche nach einem Nebenverdienst der Kornbrennerei angenommen hatten. Aus dem überschüssigen Getreide, das nicht für das tägliche Brot verbacken wurde, stellten sie einen milden Korn her. Und der brachte Lütjenburg bald den Ruf ein, eine Hochburg des Köms zu sein.

Wie sehr das Handwerkertum erstarkte, lässt sich auch am Bau eigener Versammlungsorte

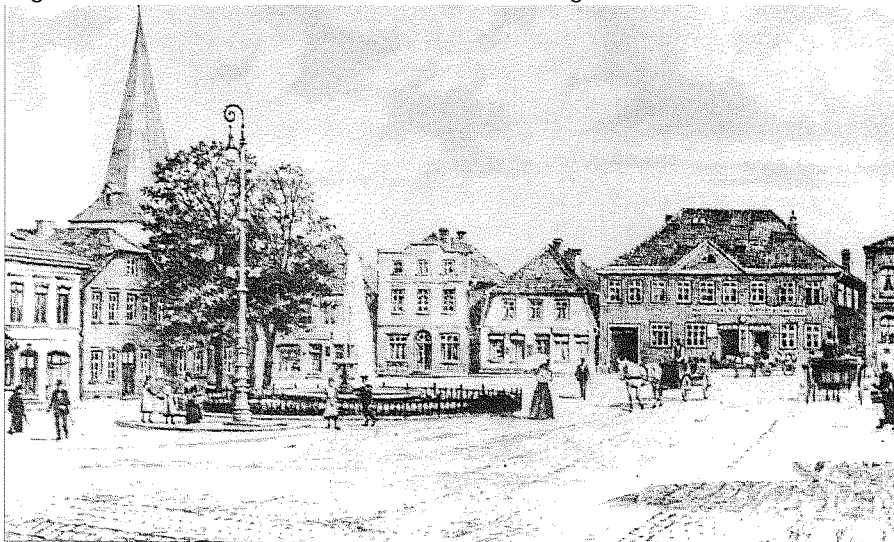
ablesen. Rund um den Markt entstanden prachtvoll verzierte Häuser, in denen die einzelnen Zünfte zusammenkamen. Das Färberhaus aus dem Jahre 1576, das als einziges Zeugnis jener Zeit erhalten blieb, lässt etwas von der mittelalterlichen Pracht erahnen. Als eines der ältesten Bürgerhäuser Schleswig-Holsteins zeugt es heute noch von dem hohen Standard der Innungskultur.

Im Jahre 1641 gewann die Stadt endlich die Freiheit wieder, die sie nacheinander an die Gutsherren von Neuhaus und Neudorf verloren hatte. Der dänische König Christian IV. kaufte Lütjenburg mit dem Gut Neudorf und dem Fischerdorf Hohwacht zurück. Schließlich hatte er große Pläne mit der geschützten Bucht.

Bereits 1640 hatte er einen Ingenieur nach Hohwacht entsandt, damit dieser ihm einen präzisen Bauplan für einen Hafen anfertigte. Denn eine Bastion am Meer sollte die dänische Machtposition in diesem Teil der Ostsee festigen. Der Dreißigjährige Krieg hinderte den König dann daran, seine Träume zu verwirklichen. Im Jahre 1648 starb er, ohne dass das erste Hafenbecken ausgehoben war.

Die Leute in Lütjenburg und auch die Fischer in Hohwacht hatten ohnehin ganz andere Sorgen. Für sie brachte das 17. Jahrhundert noch einmal eine Fülle von Katastrophen. Der Dreißigjährige Krieg und die folgenden dänisch-schwedischen Kampfhandlungen hatten immer neue Einquartierungen und wüste Plünderungen zur Folge. Und hohe Kontributionen brachten den Magistrat in große Not. Nachdem erneut die Pest und Feuersbrünste Lütjenburg heimgesucht hatten, war die Stadt schließlich bankrott. Von allen Kanzeln des Landes herab musste nun im Namen des Königs die "Concurseröffnung unserer lieben Stadt Lütjenburg" verlesen werden. Alle Gläubiger sollten schließlich noch die Gelegenheit erhalten, ihre Ansprüche an die marode Stadtkasse anzumelden. Das verschlang das letzte Geld. Und Armut und Not herrschten bald in Lütjenburg. Doch damit nicht genug. Wie überall in den vom Krieg gebeutelten Regionen kam wenig später ein gespenstischer Teufelswahn auf. Und der machte weder vor den kleinen Häusern in Lütjenburg noch vor den großen Gütern im Umkreis halt. Im Jahre 1649 wurden im nahen Hohenfelde auf Grund eines Urteils des Kirchenpatrons Christian Graf Rantzau elf Menschen wegen Hexerei auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Unter Folterqualen hatten sie ihre angebliche Schuld bekannt.

Erst das 18. Jahrhundert brachte der ganzen Region wieder einen deutlichen Aufschwung. Die Marktrechte der Stadt Lütjenburg waren so großzügig erweitert worden, dass die Bauern sogar aus Fehmarn zum Viehmarkt angereist kamen. Und immer lukrativer wurde das



Geschäft mit dem milden Branntwein. Von den 320 Hektar Land, die die Stadt im Jahre 1702 besaß, waren 192 in den Händen der Brenner. Und manche Köm-Fabrik wurde in jenen Jahrzehnten großzügig ausgebaut.

Was Lütjenburg allerdings immer noch fehlte, war ein Zugang zum Meer. 1759 machte der Rat deshalb erneut

einen energischen Vorstoß, um zu eigenen Kaianlagen zu kommen. Doch obwohl die Stadtväter dem König eine präzise Rechnung vorlegten, wie nach einer Begradigung der Kossau und dem Bau eines Hafens an der Niedermühle im Frachtgeschäft zu verdienen sei,

wurde das Gesuch abschlägig beschieden. Es blieb also nur der Markt, der jetzt wieder viermal im Jahr abgehalten wurde. Und auf dem Käufer und Verkäufer von nah und fern zusammenkamen. Dreißig Schankwirtschaften sorgten für das leibliche Wohl der Händler, der Kôm floss in Strömen und gekauft wurde mit und ohne Handschlag. Niemals in seinem Leben, so schrieb der Maler Philipp Otto Runge nach einem Besuch in Lütjenburg, habe er eine solche Menge an Wirtshäusern gesehen wie hier.

Als 1868 ganz Schleswig-Holstein deutsche Provinz wurde, war Lütjenburg schon lange eine florierende Landstadt. Zwei Jahre nach der Eingliederung in das Deutsche Reich stattete der damalige König Wilhelm I. Lütjenburg und den umliegenden Gütern Helmstorf und Panker einen Besuch ab. Und noch einmal kam dabei auch das Dauerthema Hafen in Hohwacht zur Sprache. Gerne hätte der König die geschützte Bucht zum Kriegshafen ausgebaut. Doch wie seine Vorgänger kam er über das Pläneschmieden nicht hinaus

Ohnehin redete bald niemand mehr von einem Hafen in Hohwacht. Denn 1891 war Lütjenburg und damit auch das Umland mit einer Nebenlinie an das Eisenbahnnetz angeschlossen worden. Danach kam der Seehandel über Hohwacht ganz zum Erliegen, die Schiene hatte als der preiswertere Handelsweg gesiegt. Doch die Bahn sorgte auch für einen neuen Erwerbszweig. Mit Schmetterlingsnetz und Vatermörder reisten nun die ersten Badegäste an und mieteten sich in Hohwacht ein. Der Kampf um den Strand entbrannte erneut, allerdings nun unter einem anderen Aspekt, der in dem damals viel zitierten Satz: "Legt Seebäder an, und Eure Möwen und Seeschwalben werden goldene Flügel bekommen" zum Ausdruck kam. Mit Macht drängte Lütjenburg an die See und hatte dank der politischen Entwicklung bald auch Erfolg. Als die Wirtschaftskrise 1929 die großen Güter zum Landverkauf zwang, konnte Lütjenburg nahezu das gesamte Gelände des heutigen Neu-Hohwacht dem Neudorfer Gutsherren für einen Spottpreis abkaufen. 1931 erhielt die Stadt dann sogar die Badekonzession und nannte die Dependance nun "Ostseebad Hohwacht, Lütjenburger Strand". Bis 1952 blieb es formal bei dieser Lösung. Dann erhielt Hohwacht Namen und Funktion zurück.

Heute hat sich Lütjenburg zu einem wichtigen Mittelpunkt für das Umland entwickelt. Eine behutsame Modernisierung hat den Charakter der holsteinischen Landstadt nur wenig verändert. Der Backstein beherrscht weiterhin das Straßenbild, die Kirche ragt immer noch als Mittelpunkt auf, und an Markttagen herrscht wie seit Hunderten von Jahren Hochbetrieb. Was aber die beiden heimlichen Konkurrenten betrifft, so bleibt es dabei: Lütjenburg hat den Markt und Hohwacht den Strand.

KAPITEL 14

Wie die Eiszeit das Land formte - Ein geologischer Überblick

Die Gletscher der jüngsten Eiszeit, die noch bis vor 15000 Jahren das Land im eisigen Griff hielten, haben als archaische Baumeister die seenreiche Hügellandschaft Ostholsteins geprägt. Die nähere Umgebung Hohwachts wurde von zwei Eiszungen gestaltet, von denen die eine den heutigen Binnensee und die Kossauniederung, die andere den Sehlendorfer Binnensee und das angrenzende Sumpfland ausgeschürft hat.

Auch die weitere Umgebung zeigt deutlich die Spuren der Gletscherwelt. Eine große Eiszunge prägte die Landschaft südlich von Lütjenburg, eine zweite formte den Selenter See mit dem

angrenzenden Hügelland. Zwischen den beiden Gletscherzungen sah sich das Land geradezu in die Zange genommen. Und die Hessensteiner Moräne wurde wie von einer Riesenhand zu einem beachtlichen Höhenzug aufgestaucht. Heute ist der Pielsberg mit 128 Metern eine der höchsten Erhebungen Ostholsteins, und mit dem Aussichtsturm am Hessenstein zudem eine Art Logenplatz in Sachen Geologie. Weit blickt man von hier aus über das Land, das seinen eigenwilligen Charakter der Tatsache verdankt, dass an den Rändern der Gletscher Steine, Sand und Lehm wie eine Art zähfließender Kuchenteig mitgeführt wurden. Eine erdgeschichtliche Besonderheit ist es, dass alle Steine und Findlinge, die man irgendwo im Osten des Landes findet, von den Gletschern aus Skandinavien hierher getragen worden sind.

Auf dem Pielsberg stehend kann man sich gut vorstellen, dass der Große Binnensee einmal eine Bucht in der Ostsee war. Die Kossau mündete früher über ein weitverzweigtes Flußdelta ins Meer, wobei der nördliche Flussarm etwa bei Behrendsdorf verlief, der mittlere in Höhe der heutigen Kossaumündung und der dritte sich zwischen Lippe und östlichem Steilufer in die Ostsee ergoss. Dieser südliche Mündungsarm war vermutlich der breiteste. Jedenfalls lässt sich das daraus schließen, dass die ganze Wasserlandschaft noch um 1500 den Namen "Herzberger Strom" trug. Wann die Ostsee das Flussdelta überschwemmt hat und den Binnensee entstehen ließ, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Wahrscheinlich hat eine gewaltige Flut den "Herzberger Strom" irgendwann verschwinden lassen.

Bestimmend für das heutige Landschaftsbild war die große Sturmflut von 1872, bei der die aufgepeitschte See das Fischer- und Bauerndorf Lippe wegriss. Bis weit in die Kossauniederung drangen die Wassermassen vor. Am alten Schulhaus in Haßberg brandete in jenen düsteren Novembertagen die See. Die Abdeichung des Binnensees, die gemeinsam von den Gütern Neudorf und Waterneverstorf nach dieser Jahrhundertflut durchgeführt wurde, hat Schutz auch für das Hinterland gebracht. Und nach und nach die Dünen- und Uferlandschaft zwischen Lippe und Hohwacht entstehen lassen, die heute Meer und Binnensee voneinander trennt.

Impressum der Originalausgabe

Herausgeber: Kurverwaltung Hohwacht Berliner Platz 1

24321 Ostsee-Heilbad Hohwacht Telefon (0 43 81) 7085

Autor: Frau A. Leier Medienhaus, Hamburg

Herstellung: K. W. Werner Bock

Entwurf Layout und Satz: Breuer & Schröder Werbeagentur GmbH, Mülheim an der Ruhr

Lithos: EXAKT-Repro, Düsseldorf

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Machado GmbH, Essen

Ob Sie im Sommer kommen
oder im Herbst, im Frühlings
oder im Winter — immer lädt
das Ostsee-Heilbad an
der weiten Bucht
zum unbeschwerten Urlaub
ein — zur Kur inmitten
einer unberührten Natur —
zu Ferien die man nicht vergisst.

